DT
567
H105k

A
000 613 737
6

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

ornia
al
y

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Kjem-Kinder aus dem Lomie-Bezirk.

Durchs unbekannte Kamerun

Beiträge zur deutschen Kulturarbeit in Afrika

von

Lene Haase

Mit Illustrationen nach Aufnahmen der Verfasserin

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1915

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1915 by Egon Fleischel & Co., Berlin

Durchs unbekannte Kamerun

Im gleichen Verlage erschienen folgende Romane von

Lene Haase

Raggys Fahrt nach Südwest
In Bluffland
Die märkischen Lienows

1316215

Unsere bisherigen größten Reisen

Alt-Kamerun

Neu-Kamerun

An Frankreich abgetretenes Gebiet

Sümpfe

DT
567
H105J

Impfreiſen

Wir waren noch an der Küste in Viktoria stationiert, als mein Mann Befehl erhielt, sofort nach dem Bezirk Ossidinge in Nordkamerun an der Grenze von Englisch-Süd-Nigerien abzureisen. Es bestand der Verdacht, daß in den bisher noch unerforschten und erst vor wenigen Wochen durch eine militärische Expedition zum Teil unterworfenen Bergländern Pocken ausgebrochen seien. Die Anwesenheit eines Arztes erschien daher dringend erforderlich, um möglichst umfassende Impfungen unter der bedrohten Bevölkerung vorzunehmen.

Da uns von Buëa möglichst große Eile anempfohlen war, in den nächsten Tagen aber kein Dampfer nach Duala ging, traten wir die Reise dorthin in etwas umständlicher, aber ganz amüsanter Weise an. Wir ritten von Viktoria aus durch den Busch bis zu dem Vorwerk Mbamba der Wörmannpflanzung. Dort erwartete uns ein mit zehn schwarzen Ruderern bemanntes Brandungsboot, das uns durch die Mangrovensümpfe nach der kleinen Ansiedelung Tiko brachte. Dort konnten wir gerade den Flußdampfer „Soden" erreichen, der zweimal wöchentlich die Fahrt zwischen Tiko und Duala macht, und kamen also einige Tage vor dem Hauptdampfer dort an.

Der Anfang ist bezeichnend für unsere ganze Reise; sie sollte auch fernerhin im Zeichen der größten Eile stehen!

In Duala stellte uns die Baseler Missionshandlung in unglaublich kurzer Zeit eine ganz vorzügliche Proviantausrüstung für mehrere Monate zusammen.

In zwei Tagen war unsere Expedition marschbereit. Sie bestand aus: meinem Mann und mir, einem weißen Heil-

gehilfen, zwei schwarzen Heilgehilfen, unserem Koch, Wäscher, Jäger, zwei Boys und dem Koch und Boy des weißen Heilgehilfen. Dazu kamen als Troß noch verschiedene „small-boys", die Diener unserer Diener und das Weib des schwarzen Heilgehilfen Johannes.

Von der Station Bonaberi fuhren wir mit der Eisenbahn durch das ebene, palmenreiche Küstenland bis Mundeck, einer Haltestelle mitten im Busch.

Dort erwarteten uns unter Führung einiger Polizeisoldaten fünfzig Träger, die uns von der Station Johann-Albrechts-Höhe entgegengeschickt worden waren, und nun konnte die eigentliche Buschreise losgehen.

Wir hatten ursprünglich beabsichtigt, an demselben Tage bis Johann-Albrechts-Höhe zu marschieren. Da unser Zug aber eine kleine Entgleisung gehabt hatte und infolgedessen große Verspätung, kamen wir nur bis zur Mukonjepflanzung, der letzten Pflanzung nach dem Hinterland zu.

Von Mundeck hatten wir anderthalb Stunden bis zum breiten Mungostrom zu Fuß zu laufen, wo unsere Karawane mit Kanoes übergesetzt werden sollte. Am anderen Ufer warteten zwei Pferde auf uns.

Da es noch mitten in der Regenzeit war, wurden wir auf dem kurzen Weg gründlich naß und schmutzig und bekamen einen kleinen Vorgeschmack davon, was uns bevorstand. In der Nähe des Flusses war ein solcher Schlamm, daß namentlich die schwerbeladenen Träger knietief einsanken. Das Übersetzen zog sich denn auch ziemlich in die Länge, und wir kamen erst spät abends bei tiefster Dunkelheit auf Mukonje an. Zum Glück liegt die Pflanzung hoch, so daß wir aus dem Morast herauskamen und bald an dem sicheren Gang unserer Pferde merkten, daß wir uns auf einer ganz vorzüglichen Straße befanden. Wir hatten also nun die Küstenbezirke hinter uns und befanden uns im Bezirk Johann-Albrechts-Höhe, dessen

Regierungsstraßen mustergültig sind und einer deutschen Chaussee nur wenig nachstehen.

In Mukonje wurde der nächtliche Überfall einer so großen Karawane mit Humor und wir selbst mit äußerster Liebenswürdigkeit aufgenommen.

Am anderen Morgen marschierten wir weiter, nicht ohne die schöne Lage der Farm in einem weiten Gelände voller Ölpalmen und ihre hübschen Anlagen bewundert zu haben.

Der Leiter der Pflanzung war so nett gewesen, mir seinen Jagdwagen mit einem gut eingefahrenen Maultier zu leihen, und es war wirklich ein Genuß, auf einem brillanten, breiten Fahrweg, in schlankem Trab durch den morgenfrischen, taugläzenden Urwald zu sausen. Es war fast wie eine Morgenfahrt bei uns zu Hause im hohen Laubwald. Gegen Mittag kamen wir aus dem Busch heraus und passierten saubere Dörfer mit gutgebauten Häusern, inmitten kleiner Planten- und Makabofarmen*) Es war alles so anders wie an der Küste. Wir wunderten uns nur, so außerordentlich wenig Männer zu sehen. Die wir sahen, waren meistens alt. Die Dörfer schienen hauptsächlich von Weibern und Kindern bevölkert zu sein. Auch unter unseren Trägern, die aus dem Bezirk Johann-Albrechts-Höhe stammten, waren auffallend viel ältere Leute.

Endlich sahen wir am Ende einer mit Farm- und Forstanlagen bestandenen Ebene den 400 Meter hohen Berg mit der Station vor uns liegen. Ein schönes Landschaftsbild breitet sich vor der dort oben flatternden deutschen Fahne aus, erzählt mit seinen Straßen, Ortschaften und Farmen eine Geschichte von Leuten, die ihre Pflicht getan haben.

In Windungen führte der Weg bis zur Höhe, so daß wir bequem bis vors Tor fahren bezw. reiten konnten. Am Fuße des Berges kamen wir an dem von uralten Mango-

*) Planten = eine Art grobe Banane. Makabo = Knollenfrucht.

bäumen beschatteten Friedhof vorüber, wo einige Europäer begraben liegen. Unter diesen Bäumen rastete in den achtziger Jahren der Afrikareisende Zintgraff, als erster Weißer, der in die damals noch unberührte Urwaldwildnis vordrang. Das ist noch gar nicht so sehr lange her; was deutsche Beamte in der Zeit geschaffen haben, ist hervorragend.

Von dem Bezirksleiter und seiner Schwester, einem frischen jungen Mädchen, dessen blühendes Aussehen die Mär von dem für weiße Frauen mörderischen Kameruner Klima mal wieder glänzend Lügen strafte, wurden wir äußerst liebenswürdig empfangen und sind während unseres leider nur kurzen Aufenthaltes mit allerhand guten Dingen aus Küche und Keller gründlich verwöhnt worden.

Oben auf der Station angekommen, konnten wir auch erst den berühmten Barombi- oder Elefantensee sehen. Den in der Ebene Reisenden wird die Aussicht durch den Berg versperrt. Ein Anblick von wunderbarer Schönheit bot sich uns. Gleich hinter der Station fällt der Felsen in seiner ganzen Höhe fast senkrecht zum See hinab. Wie kleine Wasserkäfer erscheinen von dort oben die zahlreichen Kanoes der Eingeborenen, die pfeilschnell über die große, blaue Fläche schießen. Ringsum hoher, düsterer Urwald, nur am äußersten Horizont von einer kleinen Lichtung unterbrochen, von der ruhige Rauchwölkchen aufsteigen; dort liegt das Fischerdorf Barombi. In der Ferne blaue, bewaldete Hügel, hinter denen sich majestätisch der 4000 Meter hohe Kamerunberg erhebt. Und überall Urwald, blühender Wald! Denn wo die Sonnenstrahlen hinfallen, da leuchten im dunklen Grün rote, gelbe, weiße und violette Blüten; unten am Wasser und hoch oben in den riesigen Wipfeln. Und doch ist es kein buntes Bild, ein matter Duft von Wasserdunst liegt über dem feuchten Busch, der dämpft die Farben und schafft eine schwere, graue Stimmung über aller Pracht.

Gegen Abend unternahmen wir eine Kanoefahrt auf dem See, die aber leider unterbrochen wurde, weil ein Tornado drohte. Dafür hatten wir dann aber den Genuß, von der Station aus Wasser und Wald in wildem Aufruhr von Sturm und Blitzen zu unseren Füßen liegen zu sehen, während wir oben verhältnismäßig wenig vom Unwetter merkten.

Es tat uns wirklich sehr leid, am anderen Morgen schon wieder weiter zu müssen. Gerne wären wir noch ein paar Tage geblieben, um zwischen dem Elefanten- und dem Barombi-Rickard-See auf Elefanten zu gehen, die es gerade in der genannten Gegend, einem völlig abseits der großen Verkehrsstraßen gelegenen Urwaldgebiet in großen Massen gibt. Die Ansicht, daß Elefanten in Kamerun schon so gut wie ausgerottet wären, ist überhaupt irrig. Die ungeheuren Herden früherer Jahrzehnte mag es wohl nicht mehr geben; immerhin aber gibt es noch genug dieser Dickhäuter, daß sie in nächster Nähe der Küste den Pflanzungen mitunter zur Plage werden, und weicht man einmal ein wenig von den begangensten Karawanenwegen ab, so ist man überrascht von der großen Zahl, die man sieht und deren Spuren oft weite Flächen bedecken. Wir hatten auf unserer eiligen Reise leider gar keine Zeit für größere Jagd, kamen aber unterwegs oft genug nahe an Elefanten vorüber und fanden die Wege stellenweise zu unserem Ärger gänzlich zerstört, wo ein Rudel sie gekreuzt hatte.

Leider waren die Pferde, die man uns bis zum Mungo entgegengeschickt hatte, die einzigen auf der ganzen Station, und auch sie waren alte, ehrwürdige Überbleibsel aus früheren Zeiten, wo noch nicht so außerordentlich gespart wurde. Das eine Pferd litt an chronischem Lahmen und konnte infolgedessen zu keinen größeren Ritten verwandt werden, das andere, der alte „Dominik", war in seiner leider weit, weit zurückliegenden Jugend mal ein großartiges Tier gewesen.

Letzteres gab der Bezirksleiter uns eine Tagereise weit mit, und ich habe ihm diese Liebenswürdigkeit hoch angerechnet, da die Station damit ohne Pferd war, und es hätte ihm blühen können, daß er bei einer plötzlichen Dienstreise meinetwegen zu Fuß hätte laufen müssen. Wir erfuhren auch, daß in unserem nächsten Reiseziel Ossidinge überhaupt keine Pferde seien und trotz immer wiederholter Gesuche auch bisher keine bewilligt worden wären. Der Bezirksamtmann mußte also bis jetzt seine Dienstreisen entweder zu Fuß machen oder die Kaufleute und Missionare bitten, ihm zu dieser Gelegenheit ein Pferd zu leihen.

Unser erster Tagesmarsch ging bis zu dem Eingeborenendorf Ikiliwindi, wo wir von dem Häuptling mit der im Bezirk Johann-Albrechts-Höhe üblichen Wohlerzogenheit begrüßt und mit Hühnern und Eiern versorgt wurden. Auch unsere Träger erhielten gegen die vom Bezirksamt festgesetzte Bezahlung sehr reichlich Planten, Palmöl und Makabo. Soweit das Innere Kameruns unterworfen und unter geregelter Verwaltung ist, hat man fast niemals Schwierigkeiten mit der Verpflegung. Die Häuptlinge schicken meist von selber, fast immer aber auf Verlangen reichlich Lebensmittel für Weiße und Schwarze. Sollte einem Reisenden wirklich einmal die Verpflegung verweigert werden, so ist der Häuptling entweder ein besonders unbotmäßiger Bursche, dem in nicht allzuferner Zeit das Tauende auf der Station winken wird, oder aber der Weiße hat es sich durch sein Benehmen und Verweigern der festgesetzten Bezahlung selber zuzuschreiben; leider kommt letzteres gar nicht so selten vor.

Sowohl in Ikiliwindi als auch in den meisten anderen größeren Dörfern an der Hauptstraße nach Ossidinge ist ein sauberes und geräumiges Unterkunftshaus für Europäer. Es ist nach Art der Eingeborenenhäuser aus Stangen, Baumrinde und aus Palmblätter geflochtenen Matten gebaut, hat

Die Verfasserin.

Eingeborenendorf auf dem Wege nach Johann-Albrechts-Höhe. (Zu Seite 5.)

Hängebrücke auf dem Wege nach Ossidinge. (Zu Seite 10.)

zwei bis drei hohe, verhältnismäßig luftige Räume, ein vollkommen regendichtes Dach, und ist, unserer Meinung nach, dem engen Zelt bei weitem vorzuziehen. Wir haben auf unserer ganzen Reise kaum die Zelte ausgepackt, immer die Hütten der Eingeborenen bevorzugt. Die Unreinlichkeit der Eingeborenen Kameruns wird von den Reisenden meist recht übertrieben geschildert. Die meisten Berichte stammen auch aus den Küstengegenden; ins Innere sind bisher außer Offizieren und Beamten noch nicht viel Weiße gekommen. Die Eingeborenen der Küste sind allerdings auch ein faules, schmutziges, gründlich verdorbenes Volk, und ich möchte keinem Europäer raten, in einer Bakwiri- oder Bambukohütte zu übernachten. Im Innern aber bauen die Leute meist recht hübsche, geräumige Häuser und halten sie auch verhältnismäßig sauber. Nachdem wir gründlich hatten auskehren lassen und uns durch einen Teppich von frisch geschnittenen und gewaschenen Plantenblättern vor Sandflöhen geschützt hatten, sah es selbst in einer Eingeborenenhütte ganz einladend aus. In den Unterkunftshäusern waren wir aber immer vorzüglich aufgehoben.

Am zweiten Marschtag wurde es Ernst! Wir hatten den „Dominik" zur Station zurückgeschickt, und nun hieß es auch für mich: Infanterist spielen. Es war drückend schwül, und da es in der Nacht geregnet hatte, war der Weg in den Tälern stellenweise überschwemmt, und wir mußten durch Pfützen waten. Wir passierten verschiedene Dörfer, die alle dasselbe Aussehen hatten: ein langer, kahler Platz, an dem rechts und links in gerader Reihe die Hütten stehen. Dahinter kleine Farmen von Planten und Makabo. Überall sahen wir auch reichlich Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner und magere Buschhunde. Zwischen den einzelnen Dörfern liegt gewöhnlich eine Stunde lang roher Busch, so daß wir immer abwechselnd zwischen Eingeborenenhütten, Plantenfarmen und Urwald

hinmarschierten. Das Gelände war reichlich kupiert; es ging fortwährend bergauf und bergab. Abwechslung bildeten einige Flußübergänge. Hier lernten wir zum erstenmal die Hängebrücken kennen. Sie sehen aus wie große Hängematten, die zwischen einigen Urwaldriesen von einem Ufer zum anderen gespannt sind. Sie sind in sehr geschickter Weise von den Eingeborenen nur aus Lianen und Pflanzenfasern geflochten und tragen, wenn sie neu sind, selbst sehr schwere Lasten. Es gehört einige Übung dazu, sicher über diese schwankenden Brücken zu gehen, und wir Weißen kamen im Anfang ziemlich langsam unter krampfhaftem Festhalten vom Fleck. Ich bewunderte unsere Träger, die mit ihren zum Teil recht umfangreichen Lasten sicher wie Seiltänzer hinüberbalanzierten. Nachdem wir aber später erst mal gegen fünfzig Hängebrücken hinter uns hatten, wurden auch wir ziemlich geschickt.

Nach siebenstündigem Marsch machten wir, redlich müde, in Konjendo Rast. Eigentlich rechnet man in Kamerun auf einen Tagesmarsch nur vier bis fünf Stunden; aber unsere Order lautete nun einmal: möglichst schnell zum Ziel. Unsere Träger waren sehr erschöpft, namentlich die älteren Leute. Wir waren daher recht froh, in Konje einige der Schwächsten durch frische Leute ersetzen zu können, obwohl es auch hier wieder nur wenig Männer gab.

Schon auf der Station hatten wir uns nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung erkundigt, und da war denn die alte Frage aller Kolonien, die Arbeiterfrage, aufs Tapet gekommen. An der Küste entwickeln sich die Pflanzungen immer mehr, vergrößern ständig ihre Betriebe. Sie müssen natürlich Arbeiter haben. Die private Arbeiteranwerbung im Inneren hat sich auf die Dauer als unzulässig erwiesen. Die Eingeborenen der Küstenbezirke, z. B. die Dualas und Bakwiris, die als Nächstwohnende und das Küstenklima am besten Gewöhnte, besonders als Pflanzungsarbeiter in Betracht

kommen sollten, melden sich freiwillig nicht zu dieser Arbeit. Die Behörden haben es bisher unterlassen, sie heranzuziehen. Sie würden allerdings auch keinen leichten Stand mit dieser degenerierten Bevölkerung haben, der seit Jahrzehnten die eiserne Hand gefehlt hat. Seit einiger Zeit hat die Regierung die Arbeiteranwerbung übernommen, und es ergab sich ganz von selbst, daß die bestgeleiteten Bezirke des Inneren (zum Beispiel im Norden Johann-Albrechts-Höhe, im Süden Jaunde), deren Leiter unbedingten Einfluß auf die verschiedenen Stammeshäuptlinge haben, die Hauptmasse der Pflanzungs- und sonstiger Arbeiter zu stellen hatten. Selbstverständlich bemühte man sich, eine gewisse Grenze innezuhalten. Wenn man aber bedenkt, wieviel Männer außerdem noch zu Wegebauten, als Träger und Stationsarbeiter herangezogen werden, ungerechnet diejenigen, welche aus eigenem Antrieb auf Arbeit gehen oder als Händler ins Innere wandern, so ergibt sich daraus doch eine bedenkliche Entvölkerung der Dörfer, gerade von ihren besten und kräftigsten Einwohnern. Im Dorf bei den Weibern bleiben die alten und untauglichen Männer zurück. Es ist kaum zu vermeiden, daß diese Zustände zu einem Rückgang und einer Degeneration der Bevölkerung der besten Bezirke führen müssen. Kamerun ist kein Land für weiße Arbeiter. In der schwarzen Bevölkerung steckt also sein Kapital. Den Rückgang in der Bevölkerungsziffer, der seit mehreren Jahren bedauerlicherweise zu verzeichnen ist, zu hemmen, bildet eine der schwierigsten Aufgaben der Regierung. Neben vielen anderen Gefahren, die auch namentlich Seuchen für die Farbigen bilden, liegt entschieden eine große Gefahr darin, daß aus manchen Bezirken zu viel junge, kräftige Männer herausgezogen werden.

Diese Fragen zur Sprache zu bringen, ist sehr leicht, sie zu lösen ungeheuer schwer und eine Riesenaufgabe für die Kolonialbehörden, deren ganze Schwierigkeit sich wohl erst

in Zukunft zeigen wird, wenn einmal wirklicher Arbeitermangel eintritt und die einflußreicheren Häuptlinge im Inneren sich ernstlich weigern werden, ihre Leute herzugeben. Eines der besten Mittel, diesem Übelstande abzuhelfen, ist der Bau von Eisenbahnen, wodurch die Eingeborenen für die Zukunft wenigstens vom Trägerdienst befreit werden. In letzter Zeit wird der Eisenbahnbau in Kamerun erfreulicherweise energisch in Angriff genommen, so daß man das Beste für die Zukunft hoffen kann.

Von Konjendo marschierten wir nach Kokobuma. Wieder eine anstrengende Tour! Die Gegend zeigte im ganzen denselben Charakter, wie an den vorigen Tagen. Nur der Weg wurde bedeutend schlechter, da die neue Regierungsstraße noch nicht fertig gebaut und die alte nur ein etwas verbreiterter Eingeborenenpfad ist. Wieder galt es, mehrere Hängebrücken zu passieren, von denen einige so altersschwach waren, daß immer nur zwei Mann sie zu gleicher Zeit betreten konnten. Das hielt uns natürlich sehr auf.

In einigen Dörfern, durch die wir kamen, hatte sich der schwarze Missionslehrer mit seinen Schülern zu unserem Empfang aufgestellt. „Deutschland, Deutschland über alles!" schallte es uns aus vierzig bis fünfzig jungen Kehlen mit einem Stimm- und Kraftaufwand entgegen, wie ich es zu Hause bei der Dorfjugend noch nie erlebt hatte. Wir machten natürlich immer halt und hörten sämtliche Strophen mit gebührender Aufmerksamkeit an. Dann gaben wir den Jungen Nickel und drückten dem Herrn Lehrer unsere Anerkennung aus, worüber er nicht wenig stolz war.

Das nächste Nachtquartier war Munjeme. Diesmal hatten wir einen verhältnismäßig kurzen Marsch gemacht, da wir Rücksicht auf die Träger nehmen mußten. Es waren, wie gesagt, keine besonders kräftigen Leute, und die Zahl der Nachzügler wurde täglich größer.

In Munjeme trafen wir mit einem Kaufmann zusammen, der von Ossidinge herunterkam, um das Rennen in Duala mitzumachen. Er hatte einen prachtvollen Fuchshengst, dem allem Anschein nach das „mörderische" Klima ebensowenig hatte anhaben können, als den meisten von uns weißen Frauen. Es liegen also eigentlich keine wirklich ernsthaften Gründe vor, weswegen man den Stationen im Inneren manchmal keine Pferde und keine Frauen bewilligen sollte.

Der Herr bot mir in liebenswürdigster Weise sein Pferd für eine Strecke an, was ich aber natürlich ablehnte; denn wenn der Fuchs ein Rennen mitlaufen sollte, so konnte er gar nicht frisch genug an der Küste eintreffen. Ich hörte später zu meiner Freude, daß er sich einen Preis geholt hat.

Am anderen Morgen ging es bei strömendem Regen weiter. Die Dörfer wurden spärlicher, der Weg steiniger und allmählich „wildromantisch", wie uns der Kaufmann schon angekündigt hatte. Häufig mußten wir durch Wasser waten und hatten bald keinen trockenen Faden mehr an uns.

Die Gegend zeigte aber allmählich einen etwas anderen Charakter. Der Busch war zwar noch dicht, bestand aber nicht mehr aus so hohen Bäumen, wie an der Küste. Palmen fehlten ganz. Dafür gab es viele Lianen. Orchideen kamen ziemlich häufig vor. Die Hügel wurden steiler und höher; die Flußläufe reißender. Auch die Eingeborenen trugen immer weniger Kulturerrungenschaften und mehr Merkmale wilderer Stämme zur Schau. Hier und dort wichen die Mattenhäuser schon den festeren Lehmhäusern.

Die Stämme, durch deren Dörfer wir bisher gekommen waren, hatten mehr oder minder das Gepräge des kleinen, häßlichen Nordkameruner Küstenschlages gehabt. Stammeseigentümlichkeiten waren schon längst von der Mission beseitigt worden. Die Männer trugen durchweg Lava-lavas*)

*) Lava-lava = Lendenschurz.

aus buntem Kattun, die Weiber scheußliche Hängerkleider aus gleichem Material oder zum mindesten auch den Lava-lava. Von Fetischen, alten Waffen und Häuserschmuck war nichts zu sehen.

Das wurde nun anders. Schon vor der Bezirksgrenze begegneten uns Männer von höherem, kräftigerem Wuchs, freierer Haltung und mit weniger Kleiderfetzen behangen. Sie waren durchweg mit Messern in verzierter Scheide, viele auch mit Speeren bewaffnet. Die Weiber waren zwar immer noch von überwältigender Häßlichkeit, zeigten aber rote und blaue Bemalung, Dutzende von Messingringen an Beinen und Armen, viele Reihen bunter Glasperlen um den Hals und in den oft bis auf die Schultern fallenden Haaren. Sie trugen meist nur ein ganz kleines Tuch aus buntem Zeug um die Hüften, und die ganz Vornehmen hatten auch noch breite Gürtel von Perlen oder Kaurimuscheln.

Kurz vor unserem Rastplatz Nguti passierten wir die Bezirksgrenze, die durch ein hölzernes Schild auf einem Pfahl markiert war. Wir befanden uns also jetzt im Bezirk Ossidinge, der vorläufig, namentlich in seinem nördlichen und östlichen Teil, noch für die wildeste Gegend Kameruns gehalten wird.

In Nguti zweigt östlich die Balistraße ab, auf die sich der Hauptverkehr dieser Gegend konzentriert. Wir hatten nördlich nach Ossidinge zu marschieren und eine ziemlich unkultivierte, spärlich bevölkerte Gegend, durch die vorläufig nur der alte Eingeborenenpfad führt, lag vor uns.

Mit sehr gemischten Gefühlen sah ich auch, daß sich schon ganz ansehnliche Berge vor uns erhoben. Bisher war das Gelände nur hügelig gewesen — jetzt hieß es klettern!

Am Eingange des Dorfes kam uns ein Soldat entgegen und meldete sich bei meinem Mann. Er war von der Station

Johann-Albrechts-Höhe hierher postiert, um die Pockensperre an der Balistraße aufrechtzuerhalten.

Im Bezirk Ossidinge, soweit er schon der Station unbedingt unterworfen ist, sind auch in allen größeren Dörfern Unterkunftshäuser für Europäer. Sie dienen zugleich als Palaverhäuser*) für den Häuptling und seine Großen. Einen Ethnologen würden diese Häuser geradezu entzücken. Sie sind vollkommen nach alter Landessitte erbaut: ziemlich hohe Gebäude aus Lehm, deren Wände mit allerhand primitiven Zeichnungen in weißer, schwarzer und roter Farbe bedeckt sind. An der Außenseite, unter dem vorspringenden Dach aus Matten, ziehen sich niedrige Bänke aus Lehm hin. Im Inneren befinden sich ebensolche Bänke, gewöhnlich ganz glatt poliert, manchmal mit Zeichnungen oder rohen Reliefs verziert. In der Mitte, rings um eine Säule aus Holz, die das Dach trägt und zuweilen mit geschnitzten Eidechsen geschmückt ist, befindet sich ein rundes Podium aus Lehm, auf dem bei Beratungen der Sitz des Häuptlings steht. Bei allen Malereien und Schnitzereien kehrt das Bild der Eidechse immer wieder. Da dies Tier in keiner Hütte fehlt, mag ihr Anblick dem schwarzen Künstler wohl am meisten vertraut sein. Auch für Kreise und Sterne scheint von alters her große Vorliebe zu herrschen. Eine ganz moderne Zier ist das Bild des Europäers zu Pferde; natürlich in weißer Farbe gemalt. Diese Zeichnung findet man, mehr oder minder geschickt ausgeführt, immer wieder.

In einem solchen Palaverhaus wohnten wir in Nguti. Als Nachtquartier waren wir aber wenig erbaut davon und hätten es gern mit einem schmucklosen Mattenhaus vertauscht. Zwei riesige Tür- und vier große Fensteröffnungen gaben dem Raum mehr das Gepräge einer Halle. Über Mangel an Luft konnten wir also nicht klagen, froren aber ganz jämmer-

*) Palaverhaus = Beratungshaus.

lich und gaben uns das Wort, nie mehr in den Ossidinger Unterkunftshäusern zu schlafen, sondern lieber die Zelte auszupacken.

Das Dorf bestand aus sehr gut gebauten Lehmhäusern; zum Teil mit weißer, schwarzer und roter Farbe verziert. Bis zu den Sperrgebieten im Berg- und Grasland, wo die kreisrunden, bienenkorbähnlichen Häuser beginnen, sind die Dörfer in Ossidinge alle nach dem gleichen Muster gebaut, ist auch das Aussehen der Eingeborenen so ziemlich dasselbe.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Ossidingeleute und ihrer Bruderstämme sind die spitzgefeilten oberen Schneidezähne, wodurch sie sich vor allen anderen Stämmen als Menschenfresser kenntlich machen. Offiziell sind sie heutzutage natürlich alle keine Kannibalen mehr; heimlich aber halten sie mit Zähigkeit an dem Brauche der Väter fest, und ob selbst die Mission ihrer Zöglinge in dieser Beziehung vollkommen sicher ist, möchte ich noch sehr in Frage stellen. Man geht der guten, alten Sitte natürlich nur sehr, sehr heimlich nach, und Anzeigen sind eine Seltenheit. Wir sollten auf der Station Ossidinge später noch Gelegenheit haben, einem Menschenfresser-Palaver beizuwohnen. An einem Weißen würde sich in der Gegend, durch die wir hier zogen, wohl keiner zu vergreifen wagen; aber fremde Eingeborene, die sich hier verirren oder erschöpft in irgendeinem Dorf liegen bleiben, verschwinden immer noch oft genug. Unsere Leute hatten eine Heidenangst und hielten sich dicht zu uns, und unter den Trägern gab es, solange wir uns in Ossidingeland befanden, keine Nachzügler mehr.

Eine große Rolle spielt in Ossidinge noch das Juju, worunter allerhand Zauberei zu verstehen ist. Wir fanden hier noch geschnitzte und bemalte Fetische, die ganz offen in einer Hütte aufgestellt waren. Es gibt Jujutänze, allerhand geheimnisvolle Bräuche usw. Im großen und ganzen habe

ich den Eindruck gewonnen, daß es hauptsächlich auf Giftmischerei und Gottesurteile hinausläuft.

Fabelhaft ist es, wieviel manche Ortschaften für den Besitz eines besonders „mächtigen" Fetisches bezahlen. Dörfer, die ihre sechs Mark Steuer pro Kopf nicht aufbringen, geben irgendeinem Medizinmann außer Geld oft noch Vieh, Waren usw. im Werte von fünf- bis sechstausend Mark.

Ziemlich eigenartig sehen die Gräber aus, auf die man häufig am Eingange eines Dorfes trifft. Auf Stangen sind sämtliche Kleidungsstücke, die der Verstorbene besaß, aufgehängt. Auf dem Boden liegen zerstreut viele bunte Perlen umher: seine zerrissenen Schmucksachen. All seine Habseligkeiten sind ringsum aufgebaut: Töpfe, Trinkgefäße, Kisten, Stühle, Werkzeuge usw. Man sollte denken, daß diese Herrlichkeiten die Habgier der Vorübergehenden außerordentlich reizen. Es wird aber niemals etwas von einem Grab gestohlen; der Dieb müßte sterben, dafür würde das Juju schon sorgen. Und tatsächlich würde der Betreffende früher oder später von einem alten Zauberweib oder Medizinmann respektive deren Helfershelfern vergiftet werden.

Die Eingeborenen halten ihre Jujugebräuche natürlich streng geheim. Es ist für einen Weißen sehr schwer, allem auf den Grund zu kommen, und uns, die wir so eilig durch das Land reisten, war es ganz unmöglich. Ich habe daher von der ganzen Jujugeschichte leider nur einen sehr unklaren Begriff bekommen.

Über das Verhalten der Eingeborenen und besonders der Häuptlinge uns gegenüber haben wir uns nirgends zu beklagen gehabt. Wir erhielten überall reichlich Lebensmittel, und außer dem obligaten „Manöveradler" gab es auch ab und zu Enten oder Spanferkel. Wir kamen schon durch Orte, wo die Leute lieber Tabak als Geld nahmen, und die Preise für Lebensmittel wurden immer billiger.

Abgesehen von den Strapazen einer Fußwanderung in immerhin heißem Klima und der täglichen Durchnässung in der Regenzeit, lebt man in Kamerun auf Reisen durchaus nicht schlecht. Man hat reichlich Gepäck mit frischen Anzügen und Wäsche, seine Gummibadewanne, Feldbett mit Moskitonetz, Stühle, Tisch, Tischtücher, Servietten usw. Wirkliche Entbehrungen gibt es in den unterworfenen Gegenden gewöhnlich überhaupt nicht. Frisches Fleisch hatten wir immer in Gestalt von Hühnern, Enten, Spanferkeln, Lämmern. Ab und zu brachte auch der Jäger eine Antilope oder wir schossen unterwegs Tauben und andere eßbare Vögel. Frische Eier erhielten wir in jedem Dorf; ebenso Makabo, der in den verschiedensten Formen Kartoffeln vollständig ersetzte. Popeias*) und Ananas waren fast vor jedem Unterkunftshaus zur freien Verfügung der Europäer angepflanzt. Dazu kam noch unsere vorzügliche Proviantausrüstung aus Duala. Unser Koch setzte uns täglich ausgezeichnete Mahlzeiten mit mehreren Gängen vor, und wir lebten nicht im geringsten schlechter als zu Hause auf unserer Station.

Wenn man bedenkt, wieviel gute Nahrungsmittel die Dörfer bieten und daß kein Europäer, und bekleide er eine noch so bescheidene Stellung, ohne Koch, Boy und Proviantkiste reist, so erscheinen einem heutzutage die Schilderungen von Strapazen und Entbehrungen doch als recht übertrieben.

Von Nguti marschierten wir unter Blitz, Donner und Regen durch eine wildromantische Gegend nach Akag.

Wir hatten mehrere ganz ansehnliche Höhen, Schluchten und Wasserläufe zu überwinden und kamen an diesem Tag nur an einem einzigen kleinen Dorf vorüber. Sonst ging es immer durch dichten Busch.

Akag liegt ziemlich hoch, und es war abends empfindlich

*) Popeia = melonenähnliche Frucht, die aber auf kleinen Bäumen wächst.

kühl. Wir bezogen daher nicht das Palaverhaus, sondern schlugen dicht dahinter unsere Zelte auf. Wir waren kaum eingeschlafen, als wir von einem Tornado geweckt wurden, wie wir bisher noch keinen erlebt hatten. Der knatternde Donner wurde bald vom Toben eines ungeheuren Wolkenbruches übertönt. Obgleich vorsichtshalber ein Abzugsgraben um unser Zelt gezogen war, lief dieser doch über, und ein kleiner Wildbach ergoß sich unter unsere Betten und über unsere Koffer. Zugleich senkte sich die eine Zeltwand und schlug klatschend gegen die Stangen. Ein Griff nach unseren Gewehren — und dann retteten wir uns, von unserem vor Angst wie besessen jaulenden Köter begleitet, in das verschmähte Palaverhaus, wo sich allmählich fast alle Expeditionsteilnehmer schutzsuchend einfanden. Zeit zum Anziehen hatten wir nicht gefunden. So saß ich denn, mein Gewehr im Arm, in einen Woilach gewickelt und recht naß, zähneklappernd auf dem Häuptlingsthron und hatte wenig Sinn für die schöne, wilde Landschaft, die draußen im grellen Schein der Blitze minutenlang auftauchte, um dann wieder in völligem Dunkel zu verschwinden. Endlich legte sich das Unwetter, und nun sahen wir zum erstenmal in Kamerun die seltsame elektrische Erscheinung, die unter dem Namen St. Elmsfeuer bekannt ist. Die Dächer der Eingeborenenhäuser, Bäume und Stangen waren mit kleinen Flämmchen bedeckt. Es war ein wunderhübscher Anblick und erinnerte an eine Illumination. Erst nach einer guten Stunde verschwand die Erscheinung.

Zum Glück war unser Zelt doch nicht ganz umgefallen. Es konnte wieder aufgerichtet werden, und da die Betten innen trocken geblieben waren, fanden wir doch noch ein paar Stunden Schlaf.

Am nächsten Morgen war der Weg anfangs vollständig überschwemmt, und wir mußten stundenlang im Wasser waten, während später eine höchst beschwerliche Kletterpartie folgte.

Diesmal kamen wir durch drei große und interessante Dörfer: Feitok, Aschum und Talangeie. Namentlich die Männer von Aschum fielen durch prachtvollen, athletischen Körperbau auf.

Ganz unglaublich schmutzig kamen wir in unserem letzten Raſtplatz Ossing an.

Ossing ist wohl das größte Dorf in Ossidinge, und man kann es beinahe schon eine Eingeborenenstadt nennen. Wir fanden hier noch viele alte Häuser mit eigenartigen Zieraten. Die Weiber waren bunter bemalt und trugen mehr Schmuck als anderswo, was auf Wohlstand schließen ließ. Die Bevölkerung soll, wie man sagt, ziemlich unbotmäßig sein, wovon wir aber bei unserem kurzen Aufenthalt nichts merkten. Allerdings hält sie noch zäh an ihren alten Fetischen fest, obwohl ein Missionar der Baseler Mission, der damals mit seiner Frau im Dorf selbst in einem Lehmhaus wohnte, und die katholische Mission, die sich nicht weit davon niedergelassen hat, sich alle Mühe geben, sie zu bekehren. Tatsache ist, daß in Ossing die Giftmischerei in besonders schöner Blüte steht. Gleich bei unserer Ankunft wurde uns ein Beispiel davon erzählt. Wir kamen nämlich am Eingang des Dorfes an einem ganz eigenartigen Grabmal vorüber. In einer kleinen offenen Hütte saß auf einem Stuhl eine ausgestopfte Puppe, die einen jungen Mann in europäischer Kleidung darstellte. Ringsherum waren, wie üblich, seine Habseligkeiten aufgebaut; aber hier keine Perlen, sondern ein Tropenblechkoffer, Federhalter, Haarbürste und sonstige europäische Sachen.

Auf unsere Fragen wurde uns folgende tragische kleine Geschichte erzählt:

Der junge Mann, dessen Bild die Puppe darstellte, war vor Jahren als Boy zur Küste gegangen. Dort hatte er allerhand gelernt, war furchtbar klug geworden und hatte viel Geld verdient. Endlich aber packte ihn doch das Heimweh, und er kehrte, mit einem vollständigen Herrenanzug,

gelben Stiefeln und vielen anderen Schätzen beladen, wieder nach Ossing zurück. Hier kaufte er sich eine Frau und wurde auch bald Vater eines Sohnes. Aber so recht heimisch hatte er doch nicht wieder werden können. Außer den schönen Kleidern hatte er auch eine gewisse Aufklärung von der Küste mit heraufgebracht. Seine Landsleute merkten, daß er klüger war als sie, und darum haßten sie ihn. In Duala hatte er gesehen, wie höflich die Weißen gegen ihre Frauen waren, und er behandelte daher sein Weib besser, als landesüblich war. Sie verstand das aber falsch und verachtete ihn. Als sein Sohn plötzlich starb, war sie die erste, die ihn der Zauberei beschuldigte. Sie lief ihm fort, und der Häuptling gab sie ihm nicht wieder, denn er haßte ihn, weil er sich vor ihm in seiner Würde nicht mehr sicher fühlte. Auch der Medizinmann haßte ihn, weil er nicht mehr an Juju glaubte und ihm infolgedessen kein Geld mehr zu verdienen gab. Alle anderen Männer waren neidisch auf ihn, der es so weit gebracht hatte, und haßten ihn. Also klagten sie ihn alle der Zauberei an, und alle alten Weiber traten als Belastungszeugen auf; weniger aus Haß als aus Freude am Anklagen. Ein Gottesurteil sollte entscheiden, ob er am Tode seines Sohnes schuldig sei oder nicht. Der junge Mann sollte in den Busch gehen und eine gewisse Frucht essen; starb er daran, so war er schuldig; blieb er am Leben, so war er unschuldig. Er wußte ganz genau: weigerte er sich, so würde man ihn doch heimlich umbringen, gab er dem Medizinmann viel Geld, Tabak, Schafe, Ziegen, Hühner und Hunde, so würde der ihm ein Mittel geben, daß er die giftige Frucht wieder von sich geben könnte. Dann war seine Unschuld glänzend bewiesen, und er war wieder ein großer Mann. Er war aber des ganzen Lebens überdrüssig, gab dem Medizinmann kein Geld, ging in den Busch, aß die Frucht und starb. Alle alten Weiber sagten, das wäre ein Beweis seiner Schuld; Juju habe ihn getötet,

und es sei ein ganz richtiges Gottesurteil gewesen. Dann setzten ihm seine Mitbürger die Puppe als Grabmal, denn er war doch eigentlich ein sehr kluger Mann gewesen, und die Leute von Ossing waren stolz darauf, daß nun alle vorbeimarschierenden Europäer sehen konnten, daß unter ihnen einmal ein Mann gelebt hatte, der ebensolche Kleider und Sachen besessen hatte wie die weißen Massas.

Nachdem wir Quartier gemacht und uns sauber angezogen hatten, besuchten wir den Missionar und seine Frau, die uns sehr freundlich empfingen und zum Kaffee dabehielten. Sie hatten sich ihr Lehmhaus ganz wohnlich eingerichtet, hatten allerhand Möbel, selbst Bilder an den Wänden. Sie klagten nur, daß sie des Nachts zu häufig vor den Treiberameisen flüchten müßten, die es gerade in dieser Gegend in besonders großen Zügen zu geben scheint. Zu meiner großen Freude bot mir die Frau Missionar ihr Pferd an, was ich natürlich mit Dank annahm. So war ich wenigstens auf dem letzten Tagemarsch beritten und brauchte nicht allzu echauffiert auf der Station anzukommen. Die tapfere Missionarsfrau, die mit ihrem Mann ganz allein unter dieser großen, der Mission nicht gerade freundlich gesinnten Bevölkerung lebt, war die letzte weiße Frau, der wir für längere Zeit begegnen sollten.

Von Ossing bis Ossidinge war die neue Regierungsstraße schon fertig gebaut, ein breiter, schöner und fast ebener Weg, auf dem man mit jedem Wagen hätte fahren können. Man sieht im Inneren überall, wie intensiv an der Verbesserung der Wege gearbeitet wird. So seltsam es auch klingen mag: im Innern ist Kamerun im allgemeinen viel weiter vorgeschritten als an der Küste. Auch was Schutztruppenoffiziere in ihren Residenturen leisten, ist beachtenswert und läßt sehr häufig eine Zivilverwaltung nicht vermissen.

Es steht zu erwarten, daß in nicht allzu langer Zeit eine breite, bequeme Landstraße von Johann-Albrechts-Höhe nach

Ossidinge führen wird, und dann wird eine Reise in das bisher so „wilde" Land nur noch Kinderspiel sein.

Diese letzte kurze Strecke war wirklich ein Vergnügen. Die Landschaft hatte sich wieder einmal verwandelt; kein toter Busch mehr, sondern reiche Ölpalmenbestände, üppige Eingeborenenfarmen. Ein lebhafter Verkehr herrschte auf der Straße. Weiber und Kinder mit Tragkörben schienen auf dem Wege zum Markt auf der Station zu sein. Einige „Hosennigger" mit steifen Kragen und gelben Stiefeln begegneten uns, ein Zeichen, daß wir uns einer größeren Europäeransiedelung näherten.

Dann sahen wir die Station vor uns liegen. Einige Soldatenquartiere, Schuppen, Buschhäuser; mehrere hübsche, saubere Europäerwohnungen, und inmitten grüner Wiesen die Festung, klein, niedlich, wie ein Spielzeug mit ihren schneeweißen, niedrigen Mauern, dem Miniaturgraben und dem nichts weniger als dräuenden Turm in einer Ecke. In der Mitte des Festungshofes lag das Haus des Bezirksamtmanns, das mit seinen hellen Farben einen freundlichen Eindruck machte. Aber kriegerisch sah die Station Ossidinge wirklich nicht aus!

Hinter der Festung fiel das Gelände ungefähr fünfzig Meter steil zum Croßriver ab, der nach Englisch-Südnigerien hinunterfließt und gerade bei Ossidinge, wo er sich mit dem Balifluß vereinigt, einen kleinen See bildet, auf dessen einem Ufer die Festung liegt, während sich auf dem anderen ein kahles, nur mit Gräsern bewachsenes Felsplateau erhebt. Ringsherum aber ist hoher Urwald, der einen großen Reichtum an Edelhölzern birgt.

Landschaftlich gewährt die Station jedenfalls einen wunderhübschen Anblick.

Von dem stellvertretenden Bezirksamtmann Hauptmann X. wurden wir riesig liebenswürdig aufgenommen. Er hatte

uns in einem neuerbauten Beamtenhaus, das zwei helle, große Zimmer und eine geräumige Veranda hatte, dazu Küche, Badezimmer und Boyräume, ein so famoses Quartier eingerichtet, wie wir es seitdem nirgends wieder bekommen haben. Nach den Erfahrungen, die wir später in anderen Kameruner Bezirken machten, muß ich wirklich sagen, daß wir in Johann-Albrechts-Höhe und Ossidinge ganz außerordentlich gut aufgenommen worden sind. Auf Station Ossidinge war noch nie eine weiße Frau gewesen, und doch fanden wir vorzügliche Betten, Waschtisch, Spiegel und eine ganze Menge anderer Luxusartikel vor.

Wir hatten uns bald in unserem schönen Haus eingerichtet und warfen uns zum erstenmal seit längerer Zeit wieder in weiße Anzüge. Dann gingen wir zur Festung hinüber.

Nach einem ausgezeichneten, äußerst gemütlichen Mittagessen saßen wir in bequemen Stühlen auf der Veranda und waren gerade in den Genuß von Kaffee, Sherry Brandy und Zigaretten vertieft, als Hauptmann X. uns auf eine Bewegung in den Baumwipfeln jenseits des Croßrivers aufmerksam machte. Um einen dicken, kahlen Ast wand sich langsam ein dunkles Etwas, das wie ein großes Kabel aussah. Es war eine Riesenschlange, die dort drüben auf Beute lauerte. Wir konnten sie aber nicht lange beobachten, denn ein Kanoe näherte sich dem Ufer, und das mächtige Tier verschwand pfeilschnell im Laub.

Da der kurze Weg von Ossing uns nicht besonders ermüdet hatte und wir keine Zeit zu einer allzu langen Rast auf der Station hatten, fuhren wir mit Hauptmann X. noch an demselben Nachmittag im Kanoe den Fluß hinunter nach dem großen Lepraheim „Ofun"*), das mehrere hundert Aussätzige beherbergt und gegenwärtig wohl das größte derartige Lager in Kamerun ist.

*) Ofun = in der Ossidingesprache Bezeichnung für Aussätzige.

Festung Ossidinge. (Zu Seite 23.)

Lepraheim „Ofun“ in Ossidinge. (Zu Seite 25.)

Schwarze Soldaten. (Zu Seite 28.)

Blick auf die Welschuberge. (Zu Seite 50.)

Auf der Fahrt kamen wir an Faktorei und Ölfabrik der „Gesellschaft Nord-Kamerun" vorüber, die unterhalb der Station auf einer Anhöhe am Ufer liegen. Die Umgegend ist sehr reich an Ölpalmen, und mit Unterstützung des Bezirksamtes ist die Gesellschaft imstande, ziemlich große Mengen Öl zu produzieren. Die Eingeborenen stehen vorläufig jedem Handel mit den Kaufleuten noch recht ablehnend gegenüber, und nur durch den Einfluß des Bezirksamts sind sie zu bewegen, Palmkerne zum Verkauf in die Faktorei zu bringen. Die „Gesellschaft Nord-Kamerun" ist denn auch bisher das einzige kaufmännische Unternehmen am Platze.

„Ofun" liegt eigentlich sehr idyllisch: ein großes Dorf auf einer Höhe am Fluß, von Plantenfarmen und Palmen umgeben. Man sieht es ihm von weitem nicht an, welch eine Stätte des Elends es ist. Das Dorf ist im Umkreise von mehreren Kilometern von einem Zaun umschlossen, über den die Kranken nicht hinaus dürfen.

Die Besichtigung der Anlage war eine traurige Aufgabe. Wenn auch die Station, soweit es ihre leider sehr beschränkten Geldmittel gestatteten, alles getan hatte, um die Lage der bedauernswerten Leute zu erleichtern, so ist die Krankheit doch vorläufig noch unheilbar, und es gibt kein wirksames Mittel dagegen.

Die Kranken waren auf dem Dorfplatz versammelt: Männer, Weiber, Kinder. Von weitem sah es aus, wie irgendeine gewöhnliche Volksversammlung in einem gewöhnlichen Eingeborenendorf. In der Nähe sah man erst alles Schreckliche. Neben anscheinend ganz gesunden Leuten, wohlgenährt und muskulös, bei denen nur die ominösen Hautflecke verrieten, daß auch sie Opfer der Seuche waren, sahen wir Kranke in den letzten Stadien, die einen ebenso Mitleid wie Ekel erregenden Anblick gewährten. Vollkommen entstellte Gesichter, denen die Nasen fehlten und die mit Ausschlag be-

deckt waren; verstümmelte Hände und Füße. Es gab so grauenhafte Dinge, daß man sie nicht beschreiben kann.

Alle diese Unglücklichen sehen jeden neuen „Big Massa Doktor" erwartungsvoll an: der weiße Mann kann doch alles, — er muß doch auch sie heilen können! Es ist für einen Arzt deprimierend, durch ein Lepraheim zu gehen. Vorläufig kann man eben nur erleichtern, — nicht heilen.

In Viktoria war auf einer Insel in der Bucht auch ein Lepraheim, und ich war öfters dort gewesen. Es waren aber immer nur wenig Kranke dort interniert. Der Anblick dieser Hunderte machte doch einen viel tieferen Eindruck auf mich.

In Deutschland liest man so viel von dem verheerenden Auftreten der Schlafkrankheit in Kamerun und ist geneigt, diese Seuche für die hauptsächlichste zu halten. Es gibt aber viele Gegenden, die frei von Schlafkrankheit sind, dagegen keine einzige in ganz Kamerun, die frei von Lepra wäre.

Eine erfolgreiche Leprabekämpfung wird künftigen Jahrzehnten vorbehalten bleiben. Vorläufig sind überhaupt noch nicht genug Ärzte, Sanitätspersonal und vor allem Geldmittel vorhanden, um den Kampf gegen die Seuche in großem Maßstabe aufnehmen zu können.

Die Art der Krankheit ist auch eine solche, daß sie nicht eine so unmittelbare Gefahr für die weiße und farbige Bevölkerung bildet, wie man aus ihrer ungeheuren Verbreitung schließen sollte. Zwischen Ansteckung und Ausbruch liegen gewöhnlich Jahre, und zwischen dem Ausbruch und den entstellenden Endstadien Jahrzehnte. Lepröse können ein hohes Alter erreichen.

Die Ansteckungsgefahr ist auch keine direkte. Erst langes,

intimes Zusammenleben mit Leprösen bewirkt die Übertragung des Leprabazillus auf den gesunden Menschen.

Dieser langsame, allmähliche Verlauf der Krankheit hat leider bei den indolenten Eingeborenen Gleichgültigkeit zur Folge. Andere, harmlosere Krankheiten fürchten sie bedeutend mehr. Einige intelligentere Stämme haben zwar schon von alters her ihre Leprösen in abseits gelegenen Gehöften isoliert, in der ganz richtigen Annahme, daß dies das einzig wirksame Mittel zur Hemmung der Ausbreitung ist. In den meisten Dörfern aber wohnen Lepröse und Gesunde bunt durcheinander. Da das Sanitätspersonal von den Eingeborenen also in keiner Weise bei der Bekämpfung der Seuche unterstützt wird, sind alle bisher getroffenen Maßnahmen vollkommen erfolglos, und eine wirklich erfolgreiche Leprabekämpfung wird erst mit der weiteren Entwicklung der Kolonie Hand in Hand gehen.

Es macht große Schwierigkeiten, die Leute, die gemerkt haben, daß sie doch keine Heilung finden, im Lager festzuhalten. Allnächtlich gibt es Ausreißer oder wird zum mindesten die Verbindung mit den gesunden Freunden und Angehörigen jenseits des Zaunes hergestellt. Leute im Anfangsstadium fühlen sich noch ganz kräftig und gesund; sie sehen nicht ein, warum sie hier gefangen gehalten werden. Von Heimweh nach Dorf und Angehörigen, Langeweile und Angst vor den offensichtlich Schwerkranken getrieben, machen sie immer wieder Fluchtversuche. Oft entsteht laute Unzufriedenheit im Lager, und es kommt zu kleinen Meutereien gegen den schwarzen Heilgehilfen und die Wärter, zumeist allerdings nur in großem Geschrei gipfelnd. Jedenfalls ist ein größeres Lepraheim im Bezirk, vor allem dort, wo nicht zugleich ein Regierungsarzt ist, keine reine Freude für den Stationsleiter.

Und doch wäre es wohl falsch, die Hände in den Schoß zu legen und nun gar nichts mehr zur Bekämpfung der Lepra

zu tun. Aus diesen kleinen, vorläufig so erfolglosen Anfängen wird sich ganz sicher später einmal Größeres entwickeln, und die Nachfolger werden den Beamten noch einmal Dank wissen, die trotz aller Enttäuschungen unentwegt an dem scheinbar vergeblichen Werk weitergearbeitet haben.

Am nächsten Morgen besichtigte mein Mann die übrigen sanitären Einrichtungen auf der Station, Eingeborenenhospital, Gefängnis usw. Ich schlief einmal gründlich aus. Abends waren wir wieder in der Festung. Hauptmann X. hatte noch ein paar Europäer von der Station eingeladen, und wir verlebten wieder ein paar sehr nette, gemütliche Stunden.

Da Hauptmann X. und mein Mann am anderen Tag eine längere dienstliche Besprechung wegen der vorzunehmenden Impfungen hatten, machte ich eine Schießübung der schwarzen Truppen mit und muß sagen, daß ich mich lange nicht so gut amüsiert habe, wie bei dieser Gelegenheit.

Bei Morgengrauen marschierten wir nach den Schießständen.

Es handelte sich um gefechtsmäßiges Schießen auf Entfernung von hundertundfünfzig Metern nach Vollscheibe, einen schwarzen Soldaten darstellend, und später auf die deutsche Kopfscheibe: Soldat in feldgrauer Uniform, im Schützengraben im Anschlag liegend. Zielobjekte nur: Kopf, Schulter, Teil des Armes und Gewehrlauf.

Die braven Landsknechte waren vollständig starr gewesen, als ich mit zur Übung ausrückte. Eine weiße „Mami" (das Wort „Missi" ist hier noch ziemlich unbekannt!), die in Breeches Buschreisen machte, war in dieser Gegend noch nicht vorgekommen. Nun gar eine, die schießen wollte, was doch Männersache war; — sie fanden es einfach unglaublich!

Wenn man bedenkt, welche Stellung die eingeborene Frau einnimmt, die gekauft, verkauft und vertauscht wird, wie ein Haustier, so kann man es dem Schwarzen gar nicht

übelnehmen, wenn er sich auch die Rangstufe der weißen Dame nicht viel anders vorstellt.

Ich nahm es den jüngeren Soldaten auch durchaus nicht übel, daß sie grinsten, als ich zum Schießen vortrat. Ebensowenig konnte ich es dem Feldwebel, der seit fünfzehn Jahren unter deutscher Fahne gekämpft hatte, verdenken, daß er mir den 98er Karabiner und die Patronen mit ziemlich verächtlicher Miene reichte. Seiner inneren Auffassung nach war es eigentlich eine Schmach, daß er einer Frau Dienste leisten mußte.

Als dann die ersten Treffer kamen, wurden die Gesichter ganz lang und erstaunt. Plötzlich reichte mir der Feldwebel die Patronen mit einem Eifer zu, der auf erwachtes Interesse schließen ließ.

Mir machte die Sache ungeheuren Spaß, und ich riß mich vor den schwarzen Kerls, die zum größten Teil alte Schutztruppensoldaten und eben erst von den Gefechten in den Sperrgebieten zurückgekommen waren, mächtig zusammen; — viel mehr, als ich's in einer Gesellschaft von Europäern getan hätte!

Als der Polizeimeister schließlich die Treffer zusammenzählte, hatte ich doch noch mit mehreren guten Treffern über den besten Schützen, den Feldwebel, gesiegt. Ich habe mich selten so gefreut und einen solchen Stolz empfunden, als wenn die beiden Soldaten an der Scheibe die roten Mützen schwenkten, was Zentrum bezw. Kopfschuß bedeutete.

Keiner ärgerte sich über meinen Sieg. Beim Zurücktreten sah ich lauter strahlende Gesichter um mich, und die „Ahs", „Ohs" und „Jiiis" wollten kein Ende nehmen. Jedenfalls hatte die weiße Dame in den Augen dieser Leute bedeutend an Ansehen gewonnen.

Wie Hauptmann X. später noch schrieb, habe ich mir bei

dieser Schießübung „die Herzen sämtlicher Ossidinger Landsknechte erobert".

Es ist übrigens gar nicht zu leugnen, daß in unseren alten, schwarzen Schutztruppen, wie sie sich besonders Dominik herangebildet hatte, ein gut Teil soldatischer Geist steckt. Es gibt immer noch Leute, an deren Strammheit und Tapferkeit man seine helle Freude haben kann.

Leider, wie alles Schöne und Eigenartige, werden auch die alten, schneidigen Haudegen immer seltener in Kamerun. Der Ersatz der Schutztruppe macht jetzt Schwierigkeiten. Monroviasoldaten und andere Ausländer melden sich nicht mehr; der geringe Sold lockt nicht; es gibt immer weniger große Gefechte; man gibt ihnen nach dem Sieg keine Weiber mehr; man glaubt in Zukunft mit Humanität Kolonialkriege führen zu können.

Seit längerer Zeit stellt man Rekruten aus Kameruner Stämmen ein. Wie sie sich schlagen und welche Erfahrungen die Schutztruppe bisher im allgemeinen mit ihnen gemacht hat, weiß ich nicht. Die jungen Kameruner Soldaten, außer den Wute und Bulu, mit denen wir bisher zu tun hatten, waren rechte Schlafmützen. Leider habe ich bei vielen neu nach Kamerun gekommenen Beamten eine gewisse Verachtung der schwarzen Soldaten und Verständnislosigkeit für ihre Eigenart gefunden. Sie betrachten sie zu sehr als Halunken. Diese Weißen sollten nicht vergessen, daß die Sicherheit der Kolonie auch heute immer noch von der Treue und Tapferkeit der schwarzen Landsknechte abhängt!

Gegen Abend wurde ein Fahrzeug gesichtet, das den Croßriver hinauffuhr. Es stellte sich als das Stahlkanu des englischen Distriktkommissioners von Ikom in Südnigerien heraus. Der Engländer kam, um Hauptmann X. Mitteilung von einem Kriegszug zu machen, den er an der Ossidinge- und Bamendagrenze zu machen gedachte.

Abends waren wir wieder alle zusammen in der Festung. Der Engländer, ein älterer Kolonialbeamter, der den Burenkrieg mit Auszeichnung mitgemacht hatte, war sehr überrascht, hier oben eine Dame zu finden. Er erwies sich als ein überaus liebenswürdiger und gewandter Gesellschafter, der viel Interessantes aus seinen langen Dienstjahren im Busch zu erzählen wußte.

Als er von meinem Plan hörte, bei nächster Gelegenheit eine Studienreise durch die benachbarten englischen und französischen Kolonien zu machen, versicherte er mir, daß er mich in seinem Distrikt auf jede nur mögliche Weise unterstützen und sich eine Freude daraus machen würde, mir alles Interessante zu zeigen. Er war auch gar nicht erstaunt über diesen Plan; ist es doch in England nichts Ungeheuerliches, wenn eine Dame studienhalber oder auch „for big-game-shooting" in den Kolonien ihres Vaterlandes reist.

Anlaß zu dem Kriegszug gab, wie uns der Distriktkommissioner erzählte, wieder einmal die alte Jujugeschichte. Es waren in seinem Distrikt in kurzer Zeit nicht weniger als zweihundert Menschen bei Gottesurteilen vergiftet worden. Er hatte daher die Absicht, durch alle Dörfer zu ziehen und die Fetische zu zerstören, und nahm an, daß es wohl nicht ohne einige Gefechte abgehen würde.

Es war ein sehr interessanter Abend, und ich habe aus den Erzählungen des deutschen und des englischen „Alten Afrikaners" eine ganze Menge gelernt.

Leider waren mein Mann und Hauptmann X. von dienstlichen Sachen so in Anspruch genommen, daß wir nicht dazu kamen, Flußpferde zu jagen, die es im Croß in ganz ansehnlichen Mengen gibt. Ich selbst hatte mich leider nicht mit einem Erlaubnisschein versehen. Zum Jagen sollten wir überhaupt bedauerlicherweise so gut wie gar nicht kommen.

Schon vor unserer Ankunft hatte Hauptmann X. fünf

Einwohner des Dorfes Awui, durch das wir später noch marschieren sollten, wegen Menschenfresserei zum Tode verurteilt. Es war einer der seltenen Fälle, wo einmal eine direkte Anzeige erstattet worden war, und zwar verhielt die Sache sich so:

Der Häuptling von Awui lebte in Feindschaft mit seinem Sohn. Warum, habe ich nicht erfahren. Eines schönen Tages banden er und einige Großleute den jungen Mann mit dem Kopf nach unten an eine Stange und wollten ihn kunstgerecht schlachten. Da kamen aber die Anhänger des Kronprinzen, befreiten ihn noch im letzten Augenblick und flüchteten mit ihm in den Busch, wo sie lange Zeit ein kümmerliches Dasein fristeten. Inzwischen hatte im Dorf Awui ein junger Mann ein Schwein gestohlen, war ertappt worden und wurde dem „King" gebunden eingeliefert. Dieser Gemütsmensch und vier seiner Günstlinge schlachteten den armen Kerl ohne weiteres und aßen ihn auf. Der Kronprinz hatte aber die Sache erfahren, ging schleunigst nach der Station Ossidinge und erstattete gegen seinen Vater, den Häuptling von Awui, und vier Großleute Anzeige wegen Menschenfresserei. Die saßen noch vollkommen ahnungslos im Dorf in ihren Hütten, als die Soldaten kamen und sie festnahmen. Der Tat überführt und geständig, wurden sie zum Tode verurteilt.

Die fünf Verbrecher lagen nun auf der Station im Gefängnis und man wartete nur auf die Bestätigung der Todesurteile seitens des Gouverneurs, um sie aufzuhängen.

Kurz nach der Abfahrt des englischen Beamten traf die Bestätigung ein, und wir sollten also am Tage vor unserem Abmarsch ins unerforschte Gebiet noch eine Hinrichtung erleben.

Auf einem kahlen Hügel vor dem Hause des Polizeimeisters wurden drei Galgen errichtet. In der Mitte ein

einfacher für den Häuptling, zu beiden Seiten Doppelgalgen für je zwei Großleute.

Eine Hinrichtung ist nichts Schönes und auch kein erfreulicher Anblick für eine Frau. Da ich aber noch nie etwas Derartiges in Kamerun gesehen hatte, entschloß ich mich, der Vollstreckung vom Zimmer des Polizeimeisters aus zum ersten und letzten Male beizuwohnen.

Ich muß gestehen, daß ich mir die Sache grauenhafter vorgestellt hatte, als sie war. Sie entbehrte sogar nicht eines gewissen grimmigen Humors.

Da gerade Palavertag war, an dem die Häuptlinge von weither mit ihren Anliegen zur Station zu kommen pflegen, hatte sich am Fuße des Hügels eine ansehnliche, bunte Volksmenge versammelt. Ihr Anblick allein machte es für mich schon lohnend, gekommen zu sein. Da sah man Vertreter der verschiedensten Volksstämme, mehr oder minder bekleidet und geschmückt; einige Haussas in ihren weiten, faltenreichen Gewändern und hohen Turbans; schwarze Beamte und Faktoreiangestellte im Sonntagsstaat: europäische Anzüge, Stehkragen, grellfarbige Schlipse und gelbe Stiefel.

Im Halbkreis um die Galgen waren Soldaten, Gewehr bei Fuß, aufgestellt.

Unter jeder Schlinge stand ein leeres Zementfaß, auf das die Verurteilten zu steigen hatten. Hinter den Fässern standen Soldaten, die Stricke in den Händen hielten, die an den Fässern befestigt waren. Auf ein gegebenes Zeichen sollten sie die Fässer unter den Füßen der Delinquenten wegreißen.

Auf dem Richtplatz selbst befanden sich nur Hauptmann X., mein Mann und die paar anderen Europäer der Station.

Auf ein gegebenes Kommando wurden die Gefangenen von Soldaten vorgeführt. Sie zeigten keine Spur von Angst, nur stumpfe Ruhe. Mit großer Gleichgültigkeit kletterten sie

auf die Zementfässer und ließen sich die Schlingen um den Hals legen.

Hauptmann X. verlas noch einmal das Urteil; denn er wünschte, auf das farbige Publikum, unter dem sich ganz sicher viele befanden, die wegen desselben Deliktes dieselbe Strafe verdient hätten, einen möglichst nachhaltigen Eindruck zu machen. — Aber nun setzte eine gewisse Komik ein. Die Soldaten waren instruiert, bei der Stelle: „In the name of the Governor . . .“ zu gleicher Zeit sämtliche Fässer umzureißen. Nach Negerart starrten sie aber in die Luft und versäumten den rechten Augenblick. Hauptmann X. mußte innehalten, und erst nach etlichen Koseworten seitens des Polizeimeisters fiel ein Zementfaß nach dem anderen um.

Feierlich oder auch nur grausig konnte man die Situation wirklich nicht nennen.

Ich war aber doch froh, wie alles vorüber war, und ich glaube, die Herren auch!

Bemerkenswert ist es übrigens, mit welcher Gleichgültigkeit der Neger stirbt. Selbst wenn er in seinem ganzen Leben ein Feigling gewesen ist — von dem Augenblick an, wo er einsieht, daß es keine Rettung mehr gibt, zeigt er gewöhnlich stoische Ruhe. Ich habe diese Erfahrung immer wieder bei den verschiedensten Stämmen gemacht; in Südwest bei Hereros und Hottentotten, selbst bei der entarteten, farbigen Bevölkerung der amerikanischen Südstaaten, und nun hier wieder in Kamerun.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß einzelne Leute, die allerdings auch sonst tapfer waren, mit einer gewissen Noblesse zu sterben verstanden. So wurde mir seinerzeit in Südwest von Zeugen erzählt, daß ein Hottentotten-Kapitän sich selber die Schlinge um den Hals legte und die Kiste fortstieß, auf der er stand.

Hauptmann X. erzählte von der Hinrichtung eines Süd-

kameruner Häuptlings folgendes: Vor der Exekution sah er sich vollkommen gelassen im Kreise der schwarzen Zuschauer um und sagte mit sarkastischem Lächeln: „My time be finished — your trouble live for come!“ (Meine Zeit ist vorüber — eure Unannehmlichkeiten kommen noch!) Das waren seine letzten Worte.

Ein anderer alter Häuptling, der seit Jahren als der zuverlässigste Freund der Regierung gegolten hatte, wurde krank, und als er schon im Todeskampfe lag, ermordete er einen Kaufmann, den er gar nicht kannte und der in vollkommen harmloser Absicht durch sein Dorf zog. Motiv: da er nun doch einmal sterben mußte, kam es ja nicht mehr darauf an, da wollte er wenigstens noch einen Weißen mit auf den Weg nehmen. Statt der Todesangst empfand er nur noch den Wunsch, den verhaßten Europäern rasch einen Streich zu spielen, ehe es vorbei war, während er sich bei Lebzeiten politisch zu schwach gefühlt hatte, um gegen sie zu kämpfen.

Auch die Ossidingeleute sind im allgemeinen nicht feige. Es ist noch gar nicht so lange her, daß fast sämtliche Weiße der Station in einem ganz plötzlichen Aufstand, von dessen Vorbereitung keiner etwas gemerkt hatte, ermordet wurden. Nur ein paar konnten sich verwundet bis zur englischen Grenze durchschlagen.

Die Erschließung des Ossidingelandes hat das Leben manch tapferer Deutschen gekostet. Hauptmann Glauning, Graf Pückler, Leutnant Lenz und manch andere sind hier gefallen, von deren Heldentum man in Deutschland so gut wie gar nichts weiß. Kamerun ist die Kolonie, über die die wildesten Gerüchte und die wenigsten wirklichen Tatsachen im deutschen Publikum bekannt sind. Ich selbst hatte keine Ahnung von Kameruner Geschichte, ehe ich in das Land selbst kam, wogegen ich über die Kämpfe in Südwest schon in Deutschland immer gut informiert war. Es macht auf mich

doch den Eindruck, als ob die Leistungen der Kameruner Pioniere, worunter ich Offiziere, Beamte und Kaufleute verstehe, in der Heimat lange nicht genug gewürdigt worden sind.

Beim Abmarsch von Ossidinge war unsere Kolonne bedeutend kleiner geworden. Der weiße Heilgehilfe war mit einer selbständigen Expedition schon nach südöstlicher Richtung in die Berge vorausgeschickt worden. Er hatte den Auftrag, unterwegs so viele Impfungen wie möglich vorzunehmen. Wir selbst marschierten in nordöstlicher Richtung und beabsichtigten, später in dem Dorf Tamba wieder mit der anderen Abteilung zusammenzutreffen. Auf diese Weise war es möglich, in kürzerer Zeit mehr Leute zu impfen und die bedrohten Karawanenstraßen hinter uns durch einen Gürtel frisch geimpfter Bevölkerung vor Pockengefahr zu schützen.

Da der Heilgehilfe allein ebensoviel Gepäckstücke hatte, wie mein Mann und ich zusammen, und seine Dienerschaft sowie ein schwarzer Heilgehilfe ausschieden, bestand unsere Kolonne nunmehr nur noch aus 22 Trägern, unseren Dienstleuten und allerdings mehr Soldaten.

Es war ein seltsames buntes Bild, das mich merkwürdigerweise immer wieder an eine Szene aus dem Dreißigjährigen Krieg erinnerte.

Voran der Stolz der ganzen Expedition: der Trompeter. Hauptmann X. hatte ihn uns weniger seiner Unentbehrlichkeit wegen mitgegeben, als weil der Kerl uns so viel Spaß gemacht hatte. Dann kamen wir; so ungefähr wie Obrist und Wachtmeister. Ich äußerst vergnügt auf einem Pony, das mir die G.-N.-K.-Faktorei liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hatte. Dahinter ein Teil der Landsknechte, mit Tornister, Patronentasche, Seitengewehr und 71er ausgerüstet; unter Führung des Gefreiten Songa, der eine rühmliche Laufbahn als Elefantenjäger hinter sich hatte. Die Leute waren, wie

gesagt, erst kürzlich aus den Sperrgebieten zurückgekehrt, und ihre abgerissenen Uniformen hatten nicht so schnell durch neue ersetzt werden können. Einige trugen daher unter dem Waffenrock weite Pluderhosen aus grellbuntem Kattun, was ihnen ein ungeheuer malerisches Aussehen gab. Ein junger Kameruner Rekrut hatte ein gitarrenähnliches Eingeboreneninstrument im Arm, auf dem er während des Marsches beständig vor sich hinklimperte. Ich habe den etwas schläfrigen Burschen nie anders als „Orpheus" genannt. Dann kam der Troß: kräftige, sehnige Ossidingeträger, die man auf der Station mit lobenswerter Sorgfalt ausgesucht hatte und von denen während der ganzen anstrengenden Expedition kein einziger versagte. Mit viel Geschnatter und Geschrei folgten Soldatenweiber und Troßbuben — um bei dem mittelalterlichen Bild zu bleiben! Letztere hochbepackt mit den unglaublichsten Gegenständen, wie Kochtöpfe, Kopfkissen, Ziehharmonikas, lebendige Hühner und anderes mehr, was die schwarzen Krieger in die Schlacht mitzunehmen pflegen. Ein Korps der Rache, das uns manchen Ärger, aber auch manch' herzliches Lachen verursachen sollte!

Den Deutschen wird diese Schilderung sonderbar anmuten. Aber nimmt man dem schwarzen Soldaten den Troß, so nimmt man ihm Schneid und Lust und Liebe zum Beruf. C'est l'Afrique! Vielleicht muß man heute schon sagen: Das war Afrika! Leider! Jene schwarzen Söldner unterwarfen doch einmal das Land für uns, das darf man nicht vergessen. Übrigens war es gerade Dominik, der, eisern im Dienst, seinen Leuten sonst manche Freiheiten ließ. Welch glänzende Erfolge er mit seinen Truppen hatte, ist bekannt. Ich glaube, er verteidigte seine Leute einmal mit diesem Verschen: „Laßt Soldaten lieben und küssen — wer weiß, wie bald sie sterben müssen!" Das war vielleicht Doniniks hervorragendste Eigenschaft, daß er den Geist Afrikas verstand. Wenigen ist das

vergönnt; die meisten verlassen das Land so fremd, wie sie es betreten, und nehmen die Ansichten wieder mit hinaus, mit denen sie in Duala von Bord gingen.

Nachhut bildeten die beiden Monroviasoldaten Dahey und Coffee, die später meine besonderen Freunde werden sollten. Vorläufig machten sie erst einen recht possierlichen Eindruck auf mich. Dahey war ein kleines, vertrocknetes Männchen, aber erstaunlich sehnig und gewandt. Sein Gesicht hatte nichts Negerhaftes, erinnerte vielmehr an das eines alten Charakterschauspielers, der sein Lebenlang Bösewichter dargestellt hat. Um den breiten verkniffenen Mund spielte beständig ein sarkastisches Lächeln. Das eine Auge war immer halb geschlossen, was ihm einen ungeheuer listigen Ausdruck gab. Dabei war er von einer militärischen Strammheit, die manchen deutschen Rekruten beschämen konnte. Wenn er eine Meldung zu machen hatte, schlug er die Hacken zusammen und gab sich einen Ruck, daß alle Knochen knackten; dann brüllte er einem ins Gesicht, daß man es im Anfang für Frechheit hätte halten können. Aber Dahey deutete damit nur an, daß er Soldat war vom Scheitel bis zur Sohle. Er hielt auch die jungen Soldaten in der Furcht des Herrn, und nie habe ich: „You Su-ein!!“ (Du Schwein!) mit mehr Nachdruck sagen hören, als von Dahey. Sein Weib Ada und sein Boy Money-Palaver (soviel wie: Geldangelegenheit) zitterten vor ihm, waren aber doch immer die bestgenährten und gekleideten im Troß. Dahey war die Pünktlichkeit selbst. Ich muß jetzt noch lachen, wenn ich daran denke, wie in dunkler Nacht, Punkt vier Uhr, seine Signalpfeife durch das Lager gellte und ich zu meinem Mißvergnügen den schnarrenden Ruf: „Four o'clock!“ vernahm, dem unweigerlich folgte: „Money-Peláwá! You no hear?!! You Su-ein!!!“ Man hörte schwache Proteste des Troßbuben, und dann wurde es erst lebendig im Lager. Kurz darauf trat Dahey mit seinen recht verschlafen aus-

sehenden Kameraden an und meldete sich. Diese Szene wiederholte sich jeden Morgen.

Coffee war womöglich noch kleiner als Dahey. Er hatte ein unendlich biederes, fettglänzendes Negergesicht und so rettungslose O-Beine, daß ihm einmal ein aufgeregtes Huhn, das die Boys fangen wollten, hindurchflatterte, als er gerade stramm stand. Im Gegensatz zu seinem Freund Dahey war er äußerst schweigsam und stand ein wenig unter dem Pantoffel eines dicken, großen Mantaweibes. Später aber hat er noch bewiesen, daß er zwar sein Weib fürchtete, sonst aber nichts auf der Welt.

Im übrigen sind von unserem Zug noch zu erwähnen: der schwarze Heilgehilfe Johannes und sein Weib; Koch und Wäscher, beides Akkras, denen im Busch nichts gut genug war und die mit gekränkter Miene einherschlichen, der Jäger Baënge, dessen Phlegma nichts rührte, und last not least unsere Boys Max Sauerkohl und Jochen Botterbrod, Bakwiris aus dem Kamerungebirge, die, mit unseren Jagdgewehren beladen, äußerst martialisch dahinschritten, sich aber bei jedem außergewöhnlichen Ereignis ängstlich hinter uns versteckten. Der einzige Bakwiri, der sich in unseren Diensten je bewährt hat, war der Heilgehilfe Johannes. Er war meinem Mann während der ganzen Zeit ein treuer, vernünftiger Gehilfe und bewies, daß es selbst unter den Küstenstämmen ab und zu tüchtige Leute gibt. Die anderen waren zwar gute Boys, aber ganz unglaubliche Feiglinge.

Unter schmetternden Trompetenklängen und dem fröhlichen Bellen unseres Hundes rückten wir also an einem schönen, klaren Morgen von Ossidinge aus. Nur mit großem Bedauern schieden wir von der gastlichen Station und werden noch lange an die reizenden Tage denken, die wir dort verlebt haben.

Unser erster Tagesmarsch ging bis Eschobi, wieder ein typisches Ossidingedorf.

Ich war bald, gerade meines Pferdes wegen, sehr ins Hintertreffen gekommen. Der Weg, nur ein Negerpfad, war stellenweise sehr steil und steinig oder von Wurzeln und zähem Rankwerk bedeckt, so daß ich absteigen und das Pony führen lassen mußte.

Dank der lustigen Weisen des Trompeters, die weithin über Berg und Tal schallten, kamen der Häuptling und seine Großen uns schon eine ganze Strecke vor dem Dorf entgegen und begrüßten uns sehr freundlich. Hier sprach schon keiner mehr Pidgin-Englisch, und wir mußten von unserem Dolmetscher Gebrauch machen.

In Eschobi war noch nie eine weiße Frau gewesen, und die Dorfbewohner umlagerten unser Quartier in Massen, um mir, namentlich beim Schreiben und Lesen, interessiert zuzusehen. Als ich nachher noch Patience legte, sahen sie mich ganz scheu an. Ich bin nicht sicher, ob sie nicht glaubten, ich mache „Juju".

Die Leute zeigten sich recht zutraulich und gutmütig und schienen mit dem Tabak, den sie für Lebensmittel erhielten, sehr zufrieden zu sein. Trotzdem hielten sich unsere Dienstleute eng zu uns. Sie fühlten sich offenbar im fremden Land nicht sicher und behaupteten steif und fest, wenn wir Weißen und die Soldaten nicht wären, so würden die Dorfbewohner sie schlachten und auffressen.

Nur der Jäger Baënge, ein älterer Balundu, ließ sich nicht von der allgemeinen Angst anstecken. Seine Schrotspritze auf dem Rücken, die kurze Pfeife im Mund, eine alte Offiziersmütze auf dem Wollkopf und bis auf Pantoffeln aus Schilf (er hatte sich die Sohlen wundgelaufen) ziemlich dürftig bekleidet, ging er pomadig wie immer in den fremden Busch auf die Jagd.

Abends gab es großes Play. Alle Dorfleute versammelten sich auf dem freien Platz vor unserem Haus, in dessen Mitte ein Feuer angezündet wurde. Zur rhythmischen Begleitung zweier Trommeln stampften sie unter allerhand Verrenkungen und einem monotonen Singsang im Kreis um die Flamme herum. Es war in der flackernden Beleuchtung ein grotesker Anblick. Unter Einfluß einiger Kalebassen Mimbo (Palmwein) wurde alles sehr vergnügt und geräuschvoll, blieb aber vollkommen harmlos. Auch unsere Leute verloren bei ihrem altgewohnten Nationalgetränk ihre Furcht ein wenig und einer nach dem anderen sprang in den Kreis und beteiligte sich am Play.

Als wir uns von den Stühlen erhoben, um zu Bett zu gehen, schafften die Soldaten augenblicklich Ruhe, und da sah ich zum ersten Male, welche Autorität der kleine Dahey hatte.

Kurze Zeit noch hallten die großen Palavertrommeln durch den nächtlichen Urwald. In der eigenartigen Trommelsprache, in der die Eingeborenen sich meilenweit untereinander verständigen, teilte der Häuptling von Eschobi den anderen Dörfern mit, daß ein „Big Massa Governor Doktor" käme und sie für Hühner, Eier und Planten sorgen sollten. Wir hörten jedesmal, wenn die Trommel vor dem Hause des Häuptlings schwieg, gedämpfte Trommeltöne in weiter Ferne, ein Zeichen, daß das nächste Dorf die Depesche aufgenommen hatte und weitergab. Hier war die Gegend friedlich. In Feindesland haben diese Trommelsignale, die das Echo des Waldes von allen Seiten zurückwirft, eine unheimliche, nervenaufreizende Wirkung; — ist es doch vielleicht das eigene Schicksal, über das da in so lauter und doch unverständlicher Sprache beraten wird!

Am nächsten Tag ging's nach Njang. Der Marsch war sehr beschwerlich gewesen, und ich hatte nur wenig reiten

können. Es hatte schon so steile Abstiege gegeben, daß das klettergewandte Pony sich einfach auf die Hinterbeine setzte und auf dem Schweif hinunterrutschte. Der Pferdejunge machte diese Schlittenfahrt meist unfreiwillig mit.

Der Häuptling von Njang begrüßte uns ehrfurchtsvoll, und es fehlte uns nicht an Proviant. Trotzdem zeigten unsere Leute, jedenfalls weil sie einen Mimbokater hatten, wieder einmal allerlei Besorgnis. Unterwegs im Busch hatte ein Vogel jämmerlich geschrien, ähnlich wie unser Käuzchen. Und ganz genau wie so recht abergläubische Bauern hatten unsere Leute behauptet: „Some man live for dy!" (Ein Mann wird sterben!) Auch die jungen Kameruner Soldaten glaubten an eine böse Vorbedeutung, und sogar der alte Songa machte ein bedenkliches Gesicht, wodurch er sehr in meiner Wertschätzung sank. Nur Dahey und Coffee zeigten eine schöne Verachtung für dies: „Fool-palaver, live for humbug people." (Eigentlich unübersetzbar; heißt soviel wie: „Blödsinn, führt die Leute nur an der Nase herum.")

Als es nun einen gewaltigen Tornado gab, die Dämmerung hereinbrach und Baënge immer noch nicht von der Jagd zurückkehrte, gingen unsere Boys mit sehr langen Gesichtern umher. Max Sauerkohl blickte beim Servieren alle Augenblicke hinter sich, als fürchte er Gespenster, und ließ bei dieser Gelegenheit die Sauce fallen. Jochen Botterbrod machte die Betten ganz verkehrt: die Laken außen und die rauhen Kamelhaardecken innen. Selbst Koch und Wäscher waren wie vor den Kopf geschlagen, und mein Mann ärgerte sich sehr über versalzene Suppen und nasse Badetücher.

Schließlich steckte sogar der Heilgehilfe Johannes den Kopf zur Tür herein und sagte in seinem gewählten Regierungsschuldeutsch zu mir: „Gnädige Frau, ich glaube, er ist verloren!" Womit er Baënge meinte.

Wir hatten gedacht, daß Baënge in irgendeiner ver-

lassenen Hütte das Unwetter abwarte. Als es nun aber später wurde und der Tornado sich verzog, wurden auch wir besorgt.

Draußen auf dem Dorfplatz standen die Träger in Gruppen zusammen und diskutierten das aufregende Ereignis. Die Njangleute riefen in ihrem eigenen Kauderwelsch dazwischen. Der Wäscher, ein Baptist, hockte zitternd in einer Hüttentür und sang recht mißtönende Psalmen. In diesem Durcheinander alberner Neger bildete Dahey einen wohltuenden Ruhepunkt fürs Auge. Er saß im Hemd an einem Feuer und schmauchte pomadig seine Pfeife, während Ada einen Riß in seinen Hosen zusammenzog, Money-Palaver seine Stiefel mit einem Messer reinigte und sein Kamerad Coffee ihm Sandflöhe aus den Zehen entfernte. Als er mich sah, nahm er die Pfeife aus den Zähnen und äußerte nur das eine Wort: „Humbug." — Daheys Ansicht von der Sache beruhigte mich wesentlich.

Mein Mann schickte einige Njangleute auf die Suche und ordnete an, daß Feuer angemacht und in regelmäßigen Zwischenräumen Trompeten- und Trommelsignale gegeben würden, damit Baënge sich zurechtfinden könne, falls er sich im Busch verirrt habe. Mehr konnten wir nicht tun und gingen zu Bett, denn wir waren tüchtig müde. Trotz der lärmenden Signale schliefen wir bald genug ein.

Als am anderen Morgen Baënge immer noch nicht da war, wurden wir ernstlich besorgt. Wir hatten Eile und mußten weiter, wollten andererseits aber auch nicht einen unserer Leute, der uns bisher freiwillig auf allen Reisen gefolgt war, im Stich lassen.

Wir berieten noch hin und her, als uns ein furchtbares Geschrei vor die Tür lockte. Von einer ganzen Schar tanzender Weiber, Kinder und Träger umgeben, nahte sich ein sehr komischer Zug. Voran mehrere Njangleute, speereschwingend

und wunderschöne Lieder singend; dann ein Njangmann mit Baënges Gewehr; dahinter ein anderer mit Baënges übel zugerichteten Schilfpantoffeln. Dann kam Baënge selbst, seelenruhig, in aller Gemütlichkeit seine Pfeife rauchend, aber am ganzen Körper verschwollen, als sei er in einen Bienenschwarm geraten.

Unter vielem Gestikulieren erzählte er uns seine Geschichte. Indem er bei seiner Großmutter anfing, die sich als Kind einmal im Busch verirrt hatte, einen Bruder seines Vaters erwähnte, den bei gleicher Gelegenheit ein Leopard zerrissen hatte, kam er endlich auf sein besonderes Pech von gestern. Er war einem angeschossenen Büffel zu weit gefolgt, hatte sich verlaufen und war von Tornado und Dunkelheit überrascht worden. Da hatte er denn in den höchsten Ästen eines Baumwollbaumes vor wilden Tieren Schutz gesucht, denn er hatte alle seine Patronen verschossen. Er hatte sich auf seinem luftigen Sitz mit Lianen festgebunden und war eingeschlafen, wie's eben nur ein Neger in einer solchen Situation fertig bringt. Das war alles! An seinem geschwollenen Aussehen waren die Moskitos und andere Insekten schuld, die ihn weidlich gequält hatten.

Wir freuten uns sehr, daß alles so gut abgelaufen war, und setzten uns schleunigst in Marsch, da wir schon ein paar schöne, kühle Morgenstunden durch dies „Palaver" verloren hatten.

Von Njang ging's nach Akoá. Diesmal hatten wir einen sehr schwierigen Übergang über den Monefluß, der vom Regen stark angeschwollen war. Das Pferd konnte natürlich nicht über die Hängebrücke gehen, und es dauerte geraume Zeit, bis wir eine einigermaßen passable Stelle zum Durchschreiten gefunden hatten.

Die Brücke war altersschwach, und als sich mehrere schwerbeladene Träger, die dummerweise zu gleicher Zeit hinüber-

wollten, gerade in der Mitte befanden, rissen einige der stärksten Lianen mit büchsenschußähnlichem Knall. Die Brücke klappte nach der einen Seite über; genau wie eine Hängematte, bei der die seitlichen Stricke reißen. Unter fürchterlichem Geschrei klammerten die Träger sich an der festgebliebenen Seite an und ließen merkwürdigerweise ihre Lasten nicht ins Wasser fallen. Es war ein ganz aufregender Anblick! Alle unsere Leute, die hüben und drüben am Ufer standen, brüllten aus Leibeskräften, so daß es meinem Mann und mir ganz unmöglich war, uns zu verständigen. Es spricht aber immerhin für den Schneid unserer Ossidingeträger, daß sie es doch fertig brachten, mit ihren Lasten zum anderen Ufer hinüber zu turnen. Negerart wäre sonst eigentlich gewesen, das Gepäck ins Wasser zu werfen und sich vor allen Dingen selbst zu retten. Dieser Übergang und das Durchqueren eines zweiten Flusses hielt uns mehrere Stunden auf. An diesem Tage konnte ich fast gar nicht reiten und nahm mir vor, das Pony von Baschо aus zurückzuschicken, da das Gelände in der Tat nicht mehr für Pferde geeignet war. Wir hatten tüchtig zu klettern, und der glatte Lehmboden, der sich hierzulande noch bei 1000 bis 1800 Metern Höhe anfindet, erschwerte das Vorwärtskommen beträchtlich. Weder Wurzeln noch Geröll sind uns so hinderlich gewesen, als der feuchte, rote Lehm.

Auf dem Weg von Akoá nach Baschо hätten das Pony und ich beinahe ein vorzeitiges Ende in den Fluten des Ebeflusses gefunden, der sich nach einem Tornado besonders reißend zeigte.

Kurz vor Baschо überschritten wir einen Bach, an dessen Ufer ein von einem Zaun umgebenes Holzkreuz stand. Hier fiel seinerzeit Graf Pückler, als er mit seiner Kolonne gerade im Begriff war, das Wasser zu durchqueren. Das Kreuz ist nur ein Denkmal. Graf Pückler selbst ist hier nicht begraben, da ihn die Aufständischen mitnahmen und verspeisten.

Bascho ist der letzte und vorgeschobenste Europäerposten nach der englischen Grenze und unseren Sperrgebieten zu. Ein Polizeimeister ist hier als einziger Weißer in weitem Umkreise mit einigen schwarzen Soldaten stationiert.

Es ist wohl unserer Sparsamkeit und der Abneigung des Reichstages gegen jede Ausgabe für die Schutztruppe zuzuschreiben, daß dieser gefährliche und verantwortungsvolle Posten nur von einem einzigen weißen Unterbeamten besetzt ist. Es wäre wohl keine übertriebene Vorsichtsmaßregel, wenn Bascho zu einem Schutztruppenposten gemacht würde. Denn abgesehen von der fortwährenden Revoltengefahr steht unsere Besetzung dieses Teiles von Nord-Kamerun in keinem Verhältnis zu der starken militärischen Besetzung des benachbarten englischen Gebietes.

Daß überhaupt der Norden und Osten von Ossidinge, ein durchaus nicht befriedetes Gebiet, schon jetzt unter Zivilverwaltung steht, ist zum mindesten gewagt. Hoffentlich wird diese Sparsamkeit in Zukunft nicht erneuten Verlust von Menschenleben zur Folge haben!

Graf Pückler war schon 1904, als der Weg von der Bezirksgrenze von Johann-Albrechts-Höhe nach Ossidinge noch nicht einmal so ganz sicher war, als Zivilbeamter Leiter der Station Ossidinge. Seine Expedition, die ein so trauriges Ende fand, war ein Zivilunternehmen. Eine ganze Anzahl Deutscher ist damals abgeschlachtet worden, ohne daß sie eine starke Schutztruppe zu ihrer Verteidigung gehabt hätte. Der ganze Munitionsvorrat auf der Station soll aus achthundert Patronen bestanden haben. Die Engländer aber hatten zur gleichen Zeit nicht weniger als fünf Kompagnien zur Sicherung ihrer Grenze an den Croß geschickt. Es war damals keinem Kameruner Beamten oder Offizier ein Vorwurf zu machen. Die Schuld trifft lediglich das deutsche Volk selbst, das für seine Kolonien nie Geld übrig hat und kaum die

nötigsten Mittel zur Unterhaltung der Schutztruppe bewilligen möchte. Es ist für die Afrikaner sehr bedauerlich, daß in Deutschland immer noch Leuten gestattet wird, über unsere Kolonien mitzubestimmen, deren Urteil durch keinerlei Sachkenntnis getrübt ist. Meine persönliche Ansicht geht dahin, daß die Grenzen eines jeden Landes und Schutzgebietes, selbst wenn es völlig befriedet ist und unter Zivilverwaltung steht, schon aus allgemein politischen Gründen militärisch besetzt sein müssen.

Bascho liegt, von schwachen Palisaden umgeben, auf einem runden Hügel, der sich inmitten eines fast kreisrunden Tales erhebt, das rings von Bergen umschlossen wird. Nur im Südosten unterbricht ein langgestreckter Sattel ihre Kette, hinter dem man in der Ferne die gewaltigen Gebirgsmassen der Sperrgebiete sich auftürmen sieht.

Wir gönnten unseren Leuten in Bascho einen Tag Ruhe, während wir selbst, von dem Heilgehilfen Johannes und einem Soldaten begleitet, nach dem Dorf Blische gingen, das nur noch drei bis vier Stunden von der englischen Grenze entfernt ist. Bis Bascho war schon von der Station Ossidinge aus durch schwarze Heilgehilfen geimpft worden, und mein Mann hatte sich bisher nur von dem Erfolg zu überzeugen brauchen. Von hier an aber begann die eigentliche Tätigkeit unserer Expedition. Die Einwohner von Blische waren die ersten, die von uns geimpft wurden. Wenn die Neger auch eine begreifliche Scheu vor dieser Operation haben und es auch an der Küste häufig vorkommt, daß sämtliche Bewohner einer Ortschaft aus Angst vor dem Impfarzt in den Busch flüchten, so hat unsere Expedition doch verhältnismäßig gute Resultate erzielt. Es gab immer einige Ausreißer, aber im großen und ganzen stellte sich doch in den meisten Dörfern eine befriedigende Anzahl von Leuten.

Blische ist das nordöstlich vorgeschobenste Dorf. Sonst

zieht sich an der ganzen englischen Grenze ein breiter Streifen völlig unbewohnten Landes hin, der sogenannte „tote Busch".

Nachdem wir in Bascho einige unvermeidliche Tornados erlebt hatten, zogen wir am zweiten Tag weiter. Nicht weit vor den Toren kamen wir wieder an einem Grabmal vorüber. Es war ein schöner Stein mit einer noch deutlichen Inschrift, der unter einem alten, dichtbelaubten Baum errichtet war. Hier liegt Leutnant Lenz begraben, der einige Jahre später als Graf Pückler fiel. In einer anderen Richtung, aber auch nicht weit von Bascho, ist das Grab des bekannten Hauptmanns Glauning, der auch ein Opfer der kriegerischen Ossidingeleute war.

Unser nächster Rastplatz war das Dorf Mbulo, dessen Einwohner sich durchaus freundlich verhielten. Hier gab es abends wieder großes Play, das wesentlich interessanter war als alle, die wir früher gesehen hatten. Zuerst wurde eine Art Spiel veranstaltet, das seinen Regeln nach viel Ähnlichkeit mit den deutschen Volksspielen im Mittelalter hatte. Alle Teilnehmer standen im Kreis herum und klatschten in die Hände, während ein Bursche in der Mitte einen Solotanz aufführte. Plötzlich winkte er einer Frau, worauf sie in den Kreis sprang und den Tanz fortsetzte, während der Bursche in ihren Platz trat. Die Frau winkte wieder einem Mann usw. Als besonders afrikanische Begleitung rasselten dann Trommeln und eine Art von Kastagnetten, und ein Vorsänger gellte in den höchsten Tönen sein: „He—he—hee—ee—ee—hee!", worauf der Chorus mit dem Refrain einfiel: „Ja ja—go! Ja ja—go!" Da der Volksschlag hier eigentlich gar nicht häßlich ist und auch die Frauen, solange sie jung sind, recht hübsche Formen zeigen, die Kleidung sich aber auf einen schmalen Schurz beschränkt, bot dies Spiel einen ganz netten Anblick. Wenn man sieht, wie kindlich vergnügt die Neger beim Spiel sind, wie freundlich sie sich dem weißen Herrn

erzeigen, wenn sie gerade friedlich gestimmt sind, so kann man sich nur schwer vorstellen, in welche Bestien sie sich bei irgendeinem geringfügigen Anlaß verwandeln können. Man wird nicht so leicht aus ihnen klug, und nur ganz junge Afrikaner können sich einbilden, sie kennten sie. Die schwarze Rasse ist viel rätselhafter, als wir denken, und je mehr Stämme in den verschiedensten Ländern ich sehe, je nachdenklicher werde ich und je unsicherer wird mein Urteil.

Wir waren nun schon in einer Gegend, wo alles nach dem Motto lebt: „Naturalia non sunt turpia." Dem Ja ja—go-Spiel folgte ein Frauentanz, gegen den der berüchtigte arabische Bauchtanz höchst harmlos zu nennen ist. Die Eingeborenen aber sahen sehr ernst zu und würden sich sehr gewundert haben, wenn wir Empörung gezeigt hätten. Ich glaube, es wird gar nicht einmal der Einwirkung der Mission bedürfen, um diese alten Tänze abzuschaffen; sobald erst einmal der weiße Durchschnittsmann in diese Gegend kommt, werden die Häuptlinge schon ganz von selber ihren Weibern verbieten, so zu tanzen. Vorläufig hat man hierzulande aber noch eine ziemlich hohe Meinung vom Weißen.

Von Mbulo marschierten wir nach Banta, das immerhin schon ziemlich hoch liegt. Wir hatten wieder eine tüchtige Kletterpartie hinter uns.

In Banta fanden wir zum erstenmal eine mürrische Bevölkerung. Es war überhaupt ein ziemlich elendes, schlecht gebautes Dorf. Die Einwohner gehörten zum größten Teil nicht mehr reinen Ossidingestämmen an, sondern konnten schon zu den Bergheiden gezählt werden. Sie hatten auch eine andere Sprache, und unsere Ossidingeträger konnten sich mit ihnen nicht verständigen. Wir hatten von Bascho einen besonderen Dolmetscher namens Eno, nebst Weib und obligatem Boy mitgenommen, der sämtliche Gebirgsdialekte in hervorragender Weise beherrschte. Sonst war er aber ein Halunke.

Die Leute wagten hier zwar auch keinen Widerstand, brachten aber sehr unlustig Proviant und ließen sich das Impfen nur äußerst widerwillig gefallen. Dabei war die Gesellschaft so ungewaschen, daß mein Mann nachher aussah wie ein Schornsteinfeger. Der Häuptling war katzenfreundlich, versicherte uns immer wieder seines guten Willens, lieferte aber die schlechtesten Planten und die magersten Hühner, die wir bisher bekommen hatten. Er brachte auch ein Körbchen Eier, von denen aber nur drei gut waren, die er auch fein säuberlich obenauf gelegt hatte, die unteren waren alle faul.

Wir befanden uns hier unmittelbar am Fuße des riesigen Gebirgslandes, das Höhen von 2000 Metern und mehr aufweist. Gleich hinter Banta türmten sich steile Hänge auf, die wir am anderen Tage zu nehmen hatten, denn unser nächstes Ziel war das Dorf Bajo, das auf der Karte mit 1484 Metern verzeichnet steht, in Wirklichkeit aber wesentlich höher liegt. Von jetzt an stimmten die Karten überhaupt nicht mehr, und in dem bisherigen Sperrgebiet hatten wir nur ein Kroki von der vorhergehenden militärischen Expedition zur Orientierung. Auf diesem Kroki waren die feindlichen Dörfer mit Rotstift, die von Anfang an freundlichen mit Grünstift unterstrichen.

Der Bantahäuptling hatte mit großer Bereitwilligkeit erklärt, daß er uns einige Reserveträger mitgeben wolle, aber als ich, von Dahey und Coffee begleitet (mein Mann war vorausgegangen), als Nachhut abmarschieren wollte, fehlten die versprochenen Reserveträger. Das ganze Dorf war völlig menschenleer, nur der Häuptling und ein Großmann standen mit höchst impertinenten Gesichtern da und lachten mich aus. Als ich den werten „King" durch den Dolmetscher fragen ließ, wo seine Leute wären, sagte er mit ironischem Achselzucken, es täte ihm unendlich leid, aber seine Leute seien alle in den Busch gelaufen. Dabei hatte ihn mein

Mann schon vorher bezahlt — ein Fehler, den wir nie wieder begangen haben. Ich ließ ihm nun folgende kleine Rede übersetzen: „Ich würde natürlich nie daran denken, einen King als Träger zu nehmen. Da er aber nicht einmal so viel Macht über seine Leute hätte, um sie am Ausreißen zu verhindern, sei er gar kein King. Jemand, vor dem sich nur die alten Weiber fürchteten, der sei eben kein King. Und da er nun kein King sei, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Buschnigger, ersuche ich ihn ebenso höflich wie dringend, die Last zu nehmen, die da vor ihm stände, und sie schleunigst jenen Berg hinaufzubefördern."

Der Häuptling sah mich sehr dumm an, mochte aber wohl nichts Gutes ahnen und nahm daher die Last ohne Widerspruch auf den Rücken und trollte sich. Anders der Großmann. Der war ein noch ziemlich junger Bengel und schimpfte wie ein Rohrspatz. Als er nun in gebrochenem Pidgin eine sehr unverschämte Bemerkung machte, fragte der kleine Dahey lakonisch: „Missi' I flog him?" Worauf ich ebenso lakonisch antwortete: „Yes, flog him."

In fabelhaft rascher Reihenfolge hatte der lange Neger abwechselnd rechts und links ein paar kräftige Ohrfeigen sitzen, worauf er sehr freundlich wurde, mich vergnügt anlachte, die Last nahm und dem Häuptling nachstieg. Als wir aus dem Dorf marschierten, tauchten plötzlich alle alten Weiber aus dem Busch auf und liefen noch lange schimpfend hinter uns her, ohne daß wir uns auch nur nach ihnen umgesehen hätten.

Im nächsten Dorf schickte ich die beiden zurück, da es mir weniger auf Träger als auf Durchsetzung meines Willens angekommen war. Als ich ihnen auch noch Tabak „daschte", lachten sie über ihre ganzen ungewaschenen Gesichter. Der Großmann aber kehrte nicht um, sondern begleitete uns freiwillig noch ein paar Dörfer weit und war mir beim Über-

schreiten gefährlicher Stellen und schlüpfriger Baumstämme in sehr geschickter Weise behilflich. Ich halte mich in diesem Bericht nur an Tatsachen und möchte nichts übertreiben: der Großmann hat sich wirklich in dieser merkwürdigen Weise verhalten. Vielleicht war ihm durch die Prügel zum Bewußtsein gekommen, daß ich wirklich etwas „Besseres" sei, dem er unbeschadet seiner Würde gehorchen konnte. Für nichts hat der Neger weniger Verständnis, als für zu gute Behandlung. Milde hält er für Schwäche, denn er selbst kennt keine Milde. Außerdem hat er aber ein ziemlich feines Gefühl für Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit; eine gerechte Strafe nimmt so leicht kein Schwarzer übel.

In Bajo zeigte sich die Bevölkerung wieder wesentlich vernünftiger, wenngleich sie das Impfen natürlich auch nur widerwillig duldete.

Hier oben, in einer Höhe von über 1500 Metern, hatten wir wunderbare Aussicht. Hinter uns lag das weite, urwaldbedeckte Vorgebirge, das wir durchquert hatten. Hier und dort zeigte sich eine Lichtung in der grünen Wildnis, von der Rauch aufstieg und auf der wir mit dem Feldstecher die braunen Hütten der Eingeborenen sehen konnten. Rechts und links erhoben sich gewaltige Gebirgsmassen, die mit ihren hellen Matten schimmernd aus dem dunklen Busch herauswuchsen. In der Höhe ragten schroffe, graue Felsen, über denen große Raubvögel kreisten. Von allen Hängen rauschten kleine Wasserfälle; in der Tiefe donnerten die Wildbäche. Weit überragte Bajo ein mächtiger Bergrücken, der ein mit hohem Gras bestandenes Plateau trug. Dort hinüber führte morgen unser Weg. Eine herrliche frische Brise wehte; kühl war's, wie in Deutschland, und die dünne Luft machte das Atmen leicht. Kein Moskito summte, kein düsterer Busch, kein Sumpf, nur freies Grasland, so weit das Auge blicken konnte. Ein schönes, reiches Fleckchen Erde ist Wetschuland;

seine Höhen könnte man fast mit der Schweiz vergleichen. Unten in den Tälern gibt es reiche Ölpalmenbestände, viel Nutzholz. Oben weite Matten mit saftigem Gras, die ideale Viehweiden wären. Bis in beträchtliche Höhen hinauf findet man fetten Lehmboden und ein Klima, in dem deutsches Gemüse und Obst ganz sicher gedeihen würden. Dazu ist die Gegend so gut wie malariafrei. Es wäre ein Land für Kleinsiedler und am geeignetsten für eine Alpenwirtschaft nach Schweizer Muster. Wetschuland hat entschieden eine Zukunft, sobald es endgültig befriedet und die Verkehrsverhältnisse besser geworden sind. Hier kann man wirklich von einer Ansiedelungsmöglichkeit auch für den kleineren Kolonisten reden, was in den ungesunden Küstenstrichen Kameruns nicht der Fall ist.

Die Eingeborenen Wetschulands halten kein Rindvieh; ihre Kleinviehzucht aber steht in hoher Blüte. Nirgends haben wir so fette Schweine und Ziegen, so gut gemästetes Geflügel bekommen wie hier. Die Leute sind auch mehr auf Viehzucht angewiesen. Planten und Makabo werden zwar auch in den höchstgelegenen Dörfern angepflanzt, doch tragen sie nicht mehr soviel Früchte bezw. Knollen, wie im Unterland. Die Planten entwickeln viel Laub, und man denkt zuerst wunder, wie große Farmen die Leute haben. Betrachtet man die Pflanzen aber näher, so findet man nur wenig und minderwertige Früchte.

Tropenfrüchte gedeihen in diesen Höhen also nicht mehr so recht, und es steht darum zu erwarten, daß sich deutsche Anpflanzungen recht gut akklimatisieren werden.

In Bajo war es nachts direkt kalt. Unbegreiflich ist mir's, wie es die Eingeborenen aushalten können, die bis auf den kleinen Schurz (und selbst der fehlte in den bisher von Europäern nicht besuchten Dörfern!) vollkommen unbekleidet gehen. Dabei jagen sie genug Wild, dessen Fell sie gebrauchen

könnten; aber sie scheinen eben kein Bedürfnis nach Kleidung zu haben und sind entschieden bedeutend mehr gegen Kälte abgehärtet, als wir Weißen.

Der Name „Bajo" war uns übrigens nicht unbekannt, nur hatten wir, wie die meisten Leute an der Küste, bisher keine Ahnung gehabt, wo der Ort lag und welcher Art sein Klima war. Von der ganzen Existenz dieses Gebirgslandes hatten wir überhaupt nur ganz vage Gerüchte gehört, und der Name „Wetschuland" ist an der Küste völlig unbekannt.

Die Pflanzungen in Tiko, der kleinen, innerhalb von Mangrovensümpfen gelegenen Ansiedlung, die ich vorher auf unserer Reise von Viktoria nach Duala erwähnte, hatten einige Arbeiter bekommen, die aus eben diesem Bajo stammten. Die Leute waren aber durchweg, trotz bester Behandlung, an schwerer Malaria erkrankt, hatten auch sonst Symptome von Unbehagen und Unlust gezeigt, und zwei (es können auch mehrere gewesen sein, doch will ich hier nur solche Zahlen geben, deren Richtigkeit außer Zweifel steht) waren tobsüchtig geworden, und man hatte sie gefesselt in ihre Heimat zurückschicken müssen. Man hatte sich damals allgemein gewundert, daß die Leute sich so schlecht bewährten; nun, da wir selbst in Bajo waren, wurde uns der Grund klar. Tiko liegt, wie gesagt, im Sumpfgebiet, hat schwüles Treibhausklima, die Moskitoplage ist gerade hier besonders schlimm. Daß Hochgebirgsbewohner dort und überhaupt an der Küste zugrunde gehen, ist kein Wunder. Die Regierung hat jetzt in letzter Zeit ganz besonders sorgfältige Maßnahmen zum Arbeiterschutz getroffen, und so steht mit Bestimmtheit zu erwarten, daß in Zukunft keine Hochgebirgsbewohner mehr auf die Pflanzungen in den Küstenniederungen geschickt werden. Eine Ausnahme bilden die kleineren, hochgelegenen Pflanzungen an den Hängen des Kamerungebirges, die sicher mit gutem Erfolg auch Arbeiter aus Gebirgsländern beschäftigen können.

Gerade in letzter Zeit hat die Arbeiterfürsorge in Kamerun ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Die Regierung hat sich mit großem Ernst der Sache angenommen; liegt es doch auch im Interesse aller Europäer, das schwarze Arbeitermaterial nach Möglichkeit zu erhalten und zu verbessern. Wo Verwaltungsbeamte und Regierungsärzte in gegenseitigem Vertrauen an der sozialen wie sanitären Fürsorge für die Einwohner ihrer Bezirke zusammenarbeiten, sind schon höchst erfreuliche Verbesserungen erzielt.

Der Marsch von Bajo über Tanka nach Otong sollte der anstrengendste und beschwerlichste werden, den ich überhaupt bisher erlebt habe und auch nicht wieder zu erleben hoffe! Auf der Karte lagen die Ortschaften alle so hübsch nahe nebeneinander; aber die Höhen und Tiefen dazwischen, die waren nicht verzeichnet!

Der Anfang war nun zwar wundervoll. Immer höher ging es, den steilen Hang über Bajo hinauf, und dann waren wir auf dem weiten, herrlichen Grasplateau. Von allen Seiten umgab uns unermeßliches Bergland, immer neue Kuppen und Kämme, wie die Wogen eines aufgewühlten Meeres. Blutrot ging die Sonne hinter den äußersten Gipfeln am Horizont auf, die sich schwarz von der glühenden Scheibe abhoben. Rosiges Licht über uns; unten in grauer Dämmerung Bajo, und in der Tiefe wallten weiße Wolken in allen Tälern, schlangen sich um die Berge herum wie endlose Schneefelder und stiegen immer höher, bis wir kein Dorf, keinen Busch mehr sahen, nur noch das Grasfeld, die schroffen Felsen und die Raubvögel. Tiefe Einsamkeit. Kein Weg, kein Steg, kein Zeichen von Kultur. Unsere Karawane tauchte förmlich unter im hohen Gras; so wähnte man sich ganz allein, wenn man auf eine Anhöhe stieg und zurückblickte.

Nur allzu rasch nahm der Weg in freier, luftiger Höhe ein Ende! Ein steiler Abstieg an einem lehmbedeckten Hang

folgte, der glatt war wie eine Rodelbahn. Wir mußten uns von den Eingeborenen, die auf ihren bloßen Füßen ungleich sicherer waren wie wir, ganz erheblich stützen lassen, um nicht auszugleiten. Die durch ihre Lasten behinderten Träger kamen alle Augenblicke zu Fall. Einer sauste mit der Geschwindigkeit eines Schlittens zu Tal, ohne sich irgendwie aufhalten zu können. Zum Glück kam er aber unversehrt unten an und saß schon lange vergnüglich rauchend am Ufer eines Baches, als die übrige Kolonne mühsam nachgekraxelt kam. Nachahmenswert fanden die anderen dieses Beispiel aber doch nicht; es konnte auch einmal schief gehen!

Nach steilem Abstieg und noch steilerem Aufstieg über felsiges Terrain kamen wir in dem großen Dorf Tanka an. Bis hierher erstreckt sich vorläufig ein gewisser Machtbereich der Station Ossidinge. Ein schwarzer Soldat ist hier als der letzte Vertreter der Obrigkeit in diesen Bergen stationiert. Zu diesem einsamen Posten gehört entschieden ein tapferer Mann, und es spricht für den Schneid unserer schwarzen Truppen, daß dieser eine sich in ganz selbstverständlicher Weise inmitten einer durchaus nicht freundlichen Bevölkerung behauptet. Er freute sich sehr, als wir kamen und er wieder mal ein paar Kameraden sah, hatte aber nichts weiter auf dem Herzen, als den allerdings brennenden Wunsch nach Tabak. Na, den „daßhten" wir ihm denn auch!

Die Durchimpfung der Bevölkerung von Tanka nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch und bot so Gelegenheit zu etwas Ruhe. Bis hierher war's schon ein tüchtiger Marsch gewesen! Es ist aber doch etwas Wunderbares um das Training. Wir hatten schon bedeutend mehr und in kürzerer Zeit geleistet, als auf den ersten Märschen von Johann-Albrechts-Höhe an, waren aber lange nicht so müde. Und es sollte an diesem Tag noch weiter gehen — und zwar auf keinem Rosen-

wege. Auf der Karte lag Otong dicht bei Tanka, in Wirklichkeit sah es aber anders aus.

Erst kam wieder ein steiler Abstieg zum Tal. Man sah den Kopf des nächsten Soldaten oft direkt unter sich und mußte stellenweise auf allen Vieren kriechen, um nicht abzustürzen. Unten ging es längere Zeit durch Busch um einen langgestreckten Berg herum, dann folgte wieder ein ungemein schwieriger Aufstieg. Die Träger waren zum Teil sehr erschöpft, und obgleich sie in ihrer Angst vor dem fremden Land alle Anstrengungen machten, Schritt zu halten, zog sich die Kolonne doch bedenklich in die Länge. Wir gestatteten den Müden langsam nachzukommen und ließen ein paar Soldaten zu ihrer Bedeckung zurück. Auch der sonst ewig schnatternde Troß war ganz still und kleinmütig geworden. Und das will was heißen, bei Soldatenweibern! Wir kamen durch zahlreiche Gehöfte, wie überhaupt das Gebirge sehr dicht bevölkert ist, fanden aber alle verrammelt und die Leute geflüchtet. In einem Dorf fanden wir nur ein paar mürrische bewaffnete Männer, die sich das Impfen unter wilden Blicken gefallen ließen. Weiber, Kinder, Vieh und Proviant hatte man versteckt. Bei dieser Beobachtung stiegen Sorgen in uns auf, wie wir die Träger auf die Dauer verpflegen sollten.

Endlos schien der Weg; der Nachzügler wurden immer mehr. Manche, selbst Soldaten, hatten sich die Füße so wundgelaufen oder an spitzen Steinen verletzt, daß sie unter Stöhnen vorwärtskrochen. Nach einiger Zeit kam ich an einigen Leuten und dem Heilgehilfen Johannes vorüber, die nicht mehr mitgekonnt hatten und erschöpft am Weg lagen. Die Boys hatten sich zusammengekrümmt und die Gesichter ins Gras gedrückt; ihnen war jetzt alles Wurst. Der sonst so schneidige Johannes machte eine klägliche Miene und würgte hervor: „Gnädige Frau, ich kann mich gleich erbrechen!", welchen Worten er prompt die Tat folgen ließ. Mein Mann

vorne mußte also schließlich nur noch von einem Soldaten begleitet sein.

Mir selbst war ganz hundeelend zumute, und ich hätte mich am liebsten ganz ebenso wie die Boys ins Gras gelegt und geschlafen. Das wäre aber ein nettes Beispiel gewesen! So hieß es also, Zähne zusammenbeißen und weiter!

Schließlich hatte mein Mann auch Halt gemacht und wenigstens auf mich gewartet, was mir sehr lieb war, da wir nun zusammen in Otong einmarschieren konnten. Endlich sahen wir die Gehöfte am Hang und den Königshof auf einem Plateau, das mit Plantenfarmen bestanden war, liegen. Wir atmeten auf, denn uns war bei dem Gedanken, daß wir nun endlich da waren, alles andere auch ziemlich egal. Nur von wenigen Leuten begleitet, marschierten wir in den Königshof und fanden dort keinen sehr vielversprechenden Empfang.

In einer ähnlich impertinenten Haltung, wie ich sie bei dem King von Banta gesehen hatte, trat uns der Häuptling von Otong, mit einem langen Speer bewaffnet, von bewaffneten Männern umgeben, entgegen. Weiber und Kinder waren nirgends zu sehen, ebensowenig Geflügel, Vieh und Proviant. Die Häuser waren verschlossen. Keiner der Krieger war bekleidet, sogar der Schurz fehlte; auch keinen Schmuck trugen sie, nur der King hatte eine rote, wollene Mütze auf dem Kopf, die abenteuerliche Schicksale hierher verschlagen haben mochten. Trotz dieser lächerlichen Bedeckung machte der hochgewachsene, bärtige Mann einen gebieterischen, selbstbewußten Eindruck; jeder Zoll der freie Herr auf seinem eigenen Gebiet.

Als der Dolmetscher ihm den Zweck unseres Kommens übersetzte, äußerte er nur den Laut: „Eh!" Alle seine Leute wiederholten: „Eh!", sahen sich an und grinsten.

Auf unser Verlangen nach Proviant bemerkte er höhnisch lächelnd, er habe keinen, wir möchten doch selbst nachsehen.

Es war auch, wie gesagt, nichts Eßbares zu sehen. Nur einige halbverwilderte Schweine stöberten zwischen den Planten umher. Man hatte sie wohl nicht weggetrieben, weil man annahm, wir würden sie doch nicht einfangen können.

Mein Mann deutete auf die Schweine und ließ ihm sagen, da wäre ja Vieh.

Darauf lachten die Otongleute wieder, und der King ließ meinem Mann sagen: „Schön, nimm sie dir doch, wenn du kannst!“

Sehr gleichmütig nahm mein Mann darauf die Mauserpistole aus dem Futteral und schoß auf ein großes, äußerst fettes Schwein, das gerade zwischen den Planten zum Vorschein kam. Er traf so glücklich, daß es im Dampf fiel.

„Eh!“ riefen die Otongleute wieder und machten sehr dumme Gesichter, während unsere Leute vor Freude laut aufjubelten und sofort hinliefen, um sich des fetten Bratens zu bemächtigen.

Mein Mann befahl darauf dem King sehr energisch, seine gesamten Untertanen sofort zum Impfen zu bringen und Weiber, Kinder und Vieh holen zu lassen. Der gute Häuptling, der wesentlich kleinlauter geworden war, als er den überraschenden Erfolg einer so kleinen Waffe sah und überdies bemerkte, daß wir doch alle ganz außerordentlich gut sowohl mit kleinen, als mit großen Gewehren versehen waren, machte erst allerhand Ausflüchte; — dann wollte er selber gehen und seine Leute holen. Das gab es aber nicht! Es wurde ein Stuhl für ihn hingestellt und er höflichst gebeten, in unserer Mitte Platz zu nehmen, wo er sich recht unbehaglich zu fühlen schien, zumal jetzt einer nach dem anderen von unserer Kolonne ankam, da man den Schuß weit hatte hören können. Einige seiner Begleiter mußten gehen und den Untertanen seine Befehle überbringen.

Wir machten inzwischen Quartier. Wir hätten uns zwar

vor Müdigkeit am liebsten hingeworfen, wo wir gerade standen, aber es galt vor allen Dingen, uns gut für die Nacht einzurichten und unsere Autorität in Otong zu befestigen. Es war wieder der kleine Dahey, der für Manneszucht sorgte. Unermüdlich beaufsichtigte er die Einrichtung der Quartiere, trieb die Leute zum Wasserholen und Feuermachen an. Die ganze Sache schien so recht nach seinem Sinn zu sein. Grimmiges Behagen sprach aus jedem Fältchen seines verkniffenen Gesichtes.

Da wir es für ratsam hielten, unsere Leute in dieser immerhin nicht vollständig sicheren Gegend auch nachts beieinander zu halten, wurde die ganze Kolonne im Königsgehöft untergebracht, dessen runde Hütten in einem Oval um einen freien Platz herumstanden.

Wir selbst bezogen die Königshütte, ein großes, sehr massiv gebautes Haus, in dem es angenehm warm und ganz sauber war.

Die drei etwas kleineren runden Hütten der Hauptweiber wurden mit Soldaten, Heilgehilfen, Boys und Dolmetscher belegt.

Eine andere Hütte wurde als Küche requiriert. In die übrigen Häuser wurden die Träger verteilt, so daß nun alles sicher untergebracht war und wir in dem runden Gehöft einen ziemlich festen, im Notfalle gut zu verteidigenden Platz hatten. Gefährlich war die Situation aber nicht im geringsten. Man brauchte nur den sich schrecklich ungemütlich fühlenden King anzusehen, um die ganze grimmige Haltung der Otongleute nicht mehr ernst zu nehmen.

Draußen hallten inzwischen die Palawertrommeln durch das dämmerig werdende Land. Hundertfach warf das Echo die dumpfen Töne zurück. Die einzelnen Dörfer auf den verschiedenen Höhen schienen sich recht lebhaft über uns zu unterhalten. Dazwischen verständigten sie sich durch laute Rufe,

alle auf den Vokal o gestimmt. „Wooo—hoho—ho!“ oder „Wo—wo—hooo—oo!“ dröhnte es von allen Hängen, und „Ooo—oo—oo!“ antwortete das Echo. Es klang ganz romantisch, wenigstens in meinen Ohren; mein Mann bezeichnete es als Spektakel!

Als wir an weißgedecktem Tisch vor einem recht guten Essen saßen, konnte der Häuptling doch nicht umhin, uns mit gespanntem Interesse zuzusehen, und die Neugierde siegte entschieden über sein Unbehagen.

Wir ließen große Feuer auf dem freien Platz und vor dem Eingang des Gehöftes anmachen und harrten der Dinge, die da kommen würden. Und einer nach dem anderen kamen die Untertanen an; Jammergestalten, frierend und klappernd. „Seht ihr wohl,“ ließ mein Mann ihnen sagen, „wenn ihr gleich gekommen wäret, dann hätte ich euch im Sonnenschein geimpft, und ihr säßet jetzt schon längst wieder in euren warmen Hütten am Feuer. Jetzt könnt ihr frieren!“

Trotz der ungeheuren Ermüdung impften er und Johannes noch bis in die Nacht hinein die Leute, die sich jetzt unter dem Druck des Augenblicks stellten; denn wer weiß, wieviele morgen wieder ausgerückt sein würden! Johannes äußerte keine Klage, aber der arme Kerl schwankte, wenn er stillstand, wie ein Betrunkener. Die Träger lagen wie Tote in ihren Hütten und schliefen, und die Soldaten hielten nur unter Daheys eiserner Fuchtel die Augen offen. Ich selbst trank eine Tasse schwarzen Kaffees nach der anderen, nickte aber doch immer wieder nach vorn über.

Als mein Mann nach beendigtem Impfen den Otong-King noch an demselben Abend sehr reichlich für das Schwein und den anderen Proviant mit dem so beliebten Tabak bezahlte, da schien dessen Zorn geschmolzen zu sein wie Butter an der Sonne. Er verließ uns wenigstens mit durchaus nicht

unfreundlichem Gesicht und begab sich zu seinen inzwischen erschienenen Gemahlinnen in die Hütte.

Auch die Weiber und Kinder gingen hier oben vollständig nackt, ohne das geringste Kleidungsstück, und zum größten Teil auch ohne Schmuck. Perlen habe ich in den Bergen sehr selten gesehen, ebenso Kaurimuscheln; öfters noch Kettchen aus aneinandergereihten roten und braunen Beeren. Dies Fehlen von Kleidung und Schmuck ist ein Zeichen dafür, wie sehr abseits von den großen Karawanenwegen dies Bergland liegt und wie vollkommen unberührt von Kultur es noch ist. In Otong sind im Laufe vieler Jahre höchstens drei oder vier Europäer gewesen, in manchen folgenden Dörfern überhaupt noch keine.

Leider waren die Frauen hier wieder ziemlich häßlich; nur einige ganz junge Mädchen sahen wir, die schöne Formen hatten. Die Männer sind nicht sehr groß, aber wohlgebildet, sehnig und gewandt. Auffallend ist es, daß die Bergheiden ihre Frauen besser zu behandeln scheinen als die Stämme des Buschlandes.

Das Dach der Königshütte wie auch der anderen Männerhütten war innen vollkommen bedeckt mit den schwarzgeräucherten Schädeln erlegten Wildes; da sah man schöne Gehörne der verschiedensten Antilopenarten, Leopardenschädel, Hyänenköpfe usw. In der Mitte waren auffallend leere Stellen, von denen die Trophäen erst ganz kürzlich heruntergenommen sein konnten. Wir vermuteten, daß dort Menschenschädel gehangen hatten, die man bei unserer Ankunft rasch entfernt hatte. Denn die Tatsache, daß die merkwürdigen weißen Herren, denen das Land doch nun einmal gehört, jedes bißchen Menschenfressen mit dem Tode bestrafen, ist doch auch schon bis in diese Berge bekanntgeworden.

In diesem seltsamen Quartier also legten wir uns, todmüde, endlich zur Ruhe, nachdem mein Mann seine Mauser,

ich meine Browning auf die Stühle neben unseren Betten gelegt hatten. Es war nur der Vorsicht wegen; Feindseligkeiten befürchteten wir nicht mehr.

Trotz meiner empörten Proteste machte sich mein Mann im Laufe des Vormittags doch schon wieder auf, um in Begleitung eines einzigen, noch leidlich marschfähigen Soldaten, der aber ein tief unglückliches Gesicht machte, mehrere benachbarte Ortschaften zu besuchen und durchzuimpfen. Na, diesmal machte ich nicht mit!

Als ich am nächsten Morgen, seit längerer Zeit zum erstenmal wieder in Damenkleidung, vor der Königshütte bei einem ungeheuer reichlichen Frühstück saß, das aus Spiegeleiern, frischer Schweinesülze, Sardinen, Zervelatwurst und Kakao mit Sahne bestand, und dazu einen von den Romanen las, die Hauptmann X. mir mitgegeben hatte, fühlte ich mich recht behaglich. Otong bot einen idyllisch friedlichen Anblick. Hühner gackerten auf dem freien Platz; Schafe, Ziegen und Schweine liefen umher; vor ihrer Hütte saßen der Häuptling und seine Weiber und betrachteten mich freundlich, aber mit einer gewissen Scheu. Draußen am Eingang standen eine Menge Otongleute, mit sämtlichen Nachkömmlingen beladen, und sahen auch in ehrfurchtsvollem Staunen zu. Alle Dorfleute, Vieh und Geflügel schienen also vertrauensvoll aus den Verstecken zum Vorschein gekommen zu sein.

Eigentlich hatten wir gehofft, hier in Otong mit dem Stationsarzt von Bamenda zusammenzutreffen, den wir von Ossidinge aus von unserer Expedition benachrichtigt und aufgefordert hatten, von Bamenda aus ebenfalls in die Berge zu ziehen. Drei Tage mußten wir immerhin auf ihn warten, falls er doch noch kommen würde. Er kam aber nicht, und auch kein Bote von der Station. Später erfuhren wir, daß der Bote, den Hauptmann X. von Ossidinge nach Bamenda geschickt hatte, dort gar nicht angekommen war und überdies

der Arzt sich damals schon krankheitshalber auf dem Marsch zur Küste befunden hatte. Wenn nun auch unser längerer Aufenthalt in Otong zwecklos war, so tat unseren Leuten die Ruhe doch recht gut.

Als verantwortlicher Kommandant fühlte ich mich an diesem ersten Tage veranlaßt, meinen Landsknechten eine kleine Ansprache in Pidgin zu halten, die in deutscher Übersetzung ungefähr folgendermaßen lauten würde: „Als ihr neulich mit Herrn Leutnant v. Y. durch dies Land zoget, war Fight. Jetzt zieht ihr mit dem Massa Doktor, und es ist Frieden; das wißt ihr doch, was?!"

„'oll!!" brüllte Dahey.

„Jawoll!!" klappten die anderen nach.

„Solange die Leute sich hier friedlich verhalten, dürft ihr ihnen also auch nichts tun. Trotzdem ihr von der Station euren Sold bekommen habt, daschen wir euch ebensoviel Proviant wie den Trägern, und auch Tabak, denn wir wollen, daß es euch gut geht. Ihr habt alles, was ihr braucht, von uns. Laßt es euch also nicht einfallen, den Dorfleuten eigenmächtig irgend etwas wegzunehmen, sie zu schlagen oder sonst irgendwie Gewalt anzuwenden — verstanden?!"

„'oll!!"

„Jawoll!!"

„Es fällt mir natürlich gar nicht ein, mich um Weiber zu kümmern, sage euch aber, daß ihr für eure Mammis und Boys verantwortlich seid. Für den Unfug, den die machen, bekommt ihr die Strafe; verstanden?!"

„'oll!!"

„Jawoll!!"

„Na, schön; vergeßt das nicht! Wegtreten!"

Mein Gewissen hatte ich somit erleichtert und sah mich nun nach einer anderen Beschäftigung um, womit ich die Zeit totschlagen konnte.

Das Königsgehöft von Otong. (Zu Seite 60.)

Festung Jaunde. (Zu Seite 87.)

Der Njong-Strom. (Zu Seite 88.)

Schwarze Soldaten vor der Festung Lomie. (Zu Seite 91.)

Da wir sobald nicht wieder zu einer längeren Rast kommen würden, beschloß ich, heute einmal wieder Briefe nach Hause zu schreiben. Ich kramte Papier, Feder und Tinte aus meinem Blechkoffer, setzte mich bequem am Feldtisch zurecht, überlegte, und eine große Versuchung kam über mich. Nun saß ich hier abseits von jeder Europäerniederlassung, kein Mensch würde die Wahrheit meiner Berichte kontrollieren können; die Soldaten und Boys würden schon ganz von selbst Mordgeschichten erzählen, wenn sie wieder zur Küste kamen! Wie verlockend, ein kleines Gefecht mit den Otongleuten einzuflechten! Es würde sich äußerst dekorativ machen!

Ich kam aber doch wieder von dieser Absicht ab, denn aus Kamerun sind schon so viel „Hunnenbriefe" geschrieben worden, daß man sich gar nicht genug in acht nehmen kann. Der friedlichste Mensch neigt zu Übertreibungen, wenn er etwas ganz Neues sieht, und es ist höchst fatal, wenn diese dann nachher gedruckt werden und, so unbedeutend sie auch sein mögen, das Ihrige dazu beitragen, das Urteil des deutschen Publikums irrezuführen. Wir hier draußen betrachten solche Sachen, wie auch längere Abhandlungen über die „Frauenfrage in Kamerun", oder den Vorschlag, „Kanaken aus der Südsee als Bootsleute nach den Kameruner Flüssen zu bringen", als gute Witze; zu Hause können sie aber doch auch ernstere Folgen haben und dazu beitragen, unsere Kolonien beim deutschen Volk „unpopulär" zu machen.

Nachdem ich auch mit den Briefen fertig war, schoß ich ein wenig mit der Browning nach einer Scheibe, die ich mir rasch aus einem Stück bemalter Baumrinde hatte machen lassen. Die Browning erregte Sensation in Otong! Die Leute hatten außer den Gewehren der schwarzen Soldaten noch nie andere Feuerwaffen gesehen. Schon die Mauserpistole meines Mannes hatte sie aufs höchste überrascht. Als nun dies kleine Ding achtmal hintereinander schoß, ohne neu

geladen worden zu sein, war des Staunens kein Ende! Der King wurde ganz aufgeregt. Er stand dicht neben mir und beobachtete, wie die Hülsen herausſprangen. Sorgfältig hob er sie alle auf und betrachtete sie lange kopfschüttelnd. Als ich nachher ein großes Schwein, das geschlachtet werden sollte, um seine Qualen abzukürzen, mit einem einzigen Schuß ins Hirn niederstreckte, ließ der Häuptling mir mit ganz resignierter Miene sagen: „White man, he savy too much!“ (Weißer Mann, er versteht zu viel!)

Mit „white man“ meinte er nicht nur die Europäer im allgemeinen, sondern in diesem Falle auch mich persönlich. Es ist mir nämlich trotz aller Bemühungen nicht gelungen, die Bergheiden davon zu überzeugen, daß ich eine Frau sei. Während ich im Unterland sofort als „Mammi“ erkannt und auch als solche bestaunt wurde, wiesen die Bergheiden jede solche Behauptung überlegen lächelnd zurück. Eine Frau, die schoß, befahl und der Männer gehorchten, das gab es eben nicht, das war unmöglich; — wir wollten sie einfach zum besten haben. Mein Bestreben, das Ansehen der weißen Dame zu heben, was mir im Unterland so gut gelang, konnte ich hier in den Bergen als gänzlich verunglückt betrachten! Das lange Haar, die Damenkleidung, die hellere Stimme — das alles machte nicht den geringsten Eindruck. Ich war eben eine bisher hier noch nicht gesehene Abart des weißen Mannes, aber eine Frau war ich nicht.

So hatte ich denn den ersten Rasttag in ganz unterhaltsamer Weise hingebracht und genoß abends noch das wundervolle Schauspiel des Mondaufgangs von meiner hohen Warte aus. Man kann die großartige Schönheit dieses Berglandes gar nicht beschreiben. Ist es bei Sonnenauf- und untergang schon der Schweiz ebenbürtig, so stellt es in den hellen Mondnächten alle Gebirge Europas in Schatten. Tiefer Frieden lag jetzt über allen Höhen, keine Trommeln

dröhnten, nur der Zapfenstreich hallte vom Lager herüber und wurde vom Echo weitergegeben von Fels zu Fels.

Am anderen Morgen kam mein Mann zurück, gründlich müde, und da wir doch noch zwei Tage auf den Stationsarzt von Bamenda warten mußten, fand er nun auch endlich etwas Ruhe.

Der Häuptling von Otong war in der kurzen Zeit ein ganz anderer geworden. Selbst wenn wir in unserem Quartier waren, hockte er mit Vorliebe auf der Türschwelle. Als wir sein Dorf verließen, begleiteten er und viele Krieger uns noch viele Dörfer weit mit großem Hallo. Unser nächster Rastplatz war Bataka, wohin ich mit dem Haupttrupp marschierte, während mein Mann wieder einen Abstecher nach dem Dorf Angin machte, mit dessen Bewohnern unsere Soldaten vor einigen Wochen ein lebhaftes Gefecht gehabt hatten, bei dem gegen 60 Anginleute gefallen waren.

Die Berge wurden immer unwegsamer und steiler, und man konnte wirklich eigentlich nicht mehr von Marschieren reden; der Weg war eine dauernde Kletterpartie. In diesem Gelände Krieg führen!! Die Offiziere, die das durchgemacht hatten und denen das noch bevorstand, konnten einem leid tun; hier war viel leichter ein Herzknax zu holen als Lorbeeren!!

Der Name Bataka war auf dem Kroki grün unterstrichen, also eine „von Anfang an freundliche Bevölkerung". Eigentlich habe ich für die von Anfang an freundlichen schwarzen Herrscher nicht viel übrig. Sie sind meist feige Schurken. Die sich nach kräftiger Gegenwehr unterwarfen, waren von jeher immer die besseren Elemente. So war mir das servile, dürre Männchen, das sich mir als King von Bataka vorstellte, von Anfang an recht unsympathisch, und ich mag es wohl ziemlich hart angefahren haben, denn es kroch immer mehr in sich zusammen. Bataka war ein so elendes Dorf, daß wir nicht

einmal ein für uns geeignetes Haus fanden und ich ausnahmsweise wieder das Zelt auspacken ließ. Dann stellte sich heraus, daß an dem steilen Hang nicht einmal Raum genug war, es aufzuschlagen. Was machen? Dahey wußte Rat. Von allen Seiten trieben er und die anderen Soldaten eine ganze Menge Weiber und Kinder aus den Planten hervor, und im Nu hatten die vielen Hände in dem Lehmboden einen ebenen Platz abgetragen, der groß genug war, um das Zelt aufzuschlagen. Aber Dahey war noch nicht zufrieden. Er ließ ein paar Playtrommeln holen und veranstaltete auf dem neuen Platz eine halbe Stunde lang großes Play, an dem sich alle Dorfleute beteiligen mußten; dann konnten sie abziehen, und der Platz war fest und glatt wie eine Tenne. Es dauerte nicht lange, und unser Quartier war wieder einmal fix und fertig.

Ich hatte gerade gebadet und saß bequem im Liegestuhl und las, als unser Koch schreckensgrau aus dem Bienenkorbhaus stürzte, das ich als Küche requiriert hatte, und meldete: „Missi, some palaver live for dem house!“ („Missi, in dem Haus ist was los!“) Ich kannte seinen Aberglauben, sagte ihm, er sei ein Schafskopf, und las weiter. Nach einiger Zeit kam er wieder und meldete zögernd, aber fest überzeugt: „Missi, some palaver live for dem house! Me no fit cook for inside!“ Na, ich legte also mein Buch hin und ging mit ihm. Vor dem Eingangsloch zu der Hütte, in der ein mächtiges Küchenfeuer brannte und tüchtiger Qualm herrschte, hockte ich mich nieder und bemühte mich, irgend etwas Außergewöhnliches im Innern zu sehen. Da, ein merkwürdiger, krächzender Laut. „Missi, you hear?!“ fragte der Koch zitternd. Und jetzt ertönte es wieder noch deutlicher: „Üch — üche — üch — üche — üchüüüüü!“ Es war aber nichts zu sehen. „Me, I no fit go for inside!“ wiederholte der Held. „Üche — üch — üch!!“ tönte es drinnen.

Ich rief einen Soldaten und beauftragte ihn, das Innere der Hütte zu durchsuchen, denn mir war es vor beißendem Qualm nicht möglich, hineinzugehen.

Es dauerte nicht lange und ich hörte schallendes Gelächter und sah, wie der Soldat ein kleines Geschöpf, wie ein Affe anzusehen, zwischen den Dachsparren der Hütte hervorzog und trotz lebhaften Zappelns und Kreischens ans Freie beförderte.

Es war ein splitterfadennacktes, uraltes Weiblein, verschrumpelt wie eine vertrocknete Kartoffel, mit schmutzigweißem Wollhaar. Aus Angst vor den Weißen, die ihrem alten Schädel etwas ganz Unfaßbares waren, hatte sie sich da oben versteckt. Dann hatte aber der Koch das große Feuer angemacht, und der Rauch war ihr schließlich „über" geworden, so daß sie husten mußte. Wir standen alle im Kreise herum und lachten, während der Koch sich verlegen hinter den Ohren kratzte. All die lachenden Fremden verwirrten die arme Alte noch mehr; sie zitterte wie Espenlaub, und es gelang mir nicht, sie zu beruhigen. Plötzlich setzte sie mit einem wahren Hechtsprung, den ich ihr gar nicht zugetraut hätte, den Abhang hinunter und in das Plantendickicht hinein und ward fürderhin, solange wir da waren, nicht mehr gesehen; was uns sehr leid tat, da man nur selten so uralte Neger zu Gesicht bekommt.

Der Koch aber wurde von seinen Kameraden noch lange weidlich aufgezogen mit seiner Furcht.

Die Batakaleute brachten ganz erbärmlichen Proviant, von dem nicht einmal der vierte Teil unserer Leute hätte satt werden können, und dabei hatten die armen Kerle fürchterlichen Hunger. Der King wimmerte mir etwas von schlechten Zeiten vor und sie hätten nicht mehr. Obwohl ich fest davon überzeugt war, daß das Männchen mich angelogen hatte, konnte ich bei einem Rundgang durchs Dorf und die Plantenfarm auch nichts Eßbares mehr entdecken. Ich war sehr ärger-

lich. Diesen aalglatten, von Anfang an freundlichen Leuten steht man ziemlich hilflos gegenüber; sie sind viel zu schlau und unterwürfig, als daß man etwas von ihnen erreichen könnte.

Am gegenüberliegenden Berghang sah ich zwei große, reiche, gut gebaute Dörfer liegen: Kanebum und Efang.

Ich ließ ihnen sagen, sie möchten zum Impfen kommen und Proviant mitbringen, worauf sie antworteten, das fiele ihnen gar nicht ein. Wie ich durch den Feldstecher beobachtete, machten sie auch nicht etwa Anstalten zur Flucht, sondern unterhielten sich sehr lebhaft durch Trommeln und Gebrüll. Wir schienen wieder mal auf reizend liebenswürdige Mitmenschen gestoßen zu sein.

Es war mir sehr lieb, daß mein Mann noch vor Sonnenuntergang nachkam, denn allein hatte ich ja nicht die Berechtigung, denen da drüben energischer auf den Pelz zu rücken.

Da unsere Leute unbedingt etwas zu essen haben mußten, schickte mein Mann Dahey und Coffee nach Kanebum, dem nächstgelegenen Ort, mit dem Auftrag, Proviant zu requirieren und dem King zu bestellen, er möge lieber heute noch freiwillig zum Impfen kommen, denn sonst kämen wir morgen sowieso in sein Dorf und würden es so lange mit Einquartierung belasten, bis alle Einwohner geimpft wären. Noch mehr Leute mitzunehmen, lehnten Dahey und Coffee grinsend ab; sie beide wären ja genug; sie kennten diese Gegend noch von den letzten Gefechten her! Als ob es sich um ein Kinderspiel handle, gingen diese beiden kleinen Kerls ganz allein zu den dichtbevölkerten, feindlichen Ortschaften hinüber.

Mein Mann erzählte, daß er in Angin bisher das am dichtesten bevölkerte Dorf getroffen habe. Über eine Stunde lang war er zwischen gutgebauten, kreisrunden Gehöften hinmarschiert. Trotzdem es eine ganze Menge Ausreißer gegeben hatte, hatten sich doch zirka 150 Leute freiwillig zum Impfen gestellt. Wenn man nun bedenkt, wie viele versteckt waren,

daß ungefähr 60 Männer vor wenigen Wochen im Kampf gefallen waren und vor kurzem eine Dysenterieepidemie auch gegen 60 Opfer gefordert hatte, so kann man sich vorstellen, wie groß Angin ist. Das Bergland ist überhaupt ein sehr dicht bevölkertes Gebiet und im Vergleich zum Unterland relativ wenig verseucht. Angin war während des Gefechtes zum erstenmal von einem Europäer betreten worden. Meinem Mann gegenüber hatten sich die Einwohner vollkommen friedlich verhalten und vor seinen Soldaten eine heillose Angst gezeigt; sie hatten noch genug von ihrer Niederlage!

Nach ganz kurzer Zeit erscholl ein greuliches Quietschen, und es erschien Dahey, ein riesiges Schwein vor sich her treibend und nicht wenig stolz. Seine Khakiuniform war vollständig naß, und sein Gesicht sah aus wie ein angelaufenes Fenster; er mußte sich kolossal geeilt haben. Die Träger brüllten laut vor Wonne, als sie so „plenty chop" sahen!

Dahey meldete, hier bringe er erst mal Chop*); Coffee würde nachkommen und die Leute bringen. Das sagte er so gemütlich, als ob es selbstverständlich sei, daß der kleine, o-beinige Monrovia-Mann sämtliche Bewohner eines aufsässigen Dorfes anbringen würde.

Ich muß gestehen, damals fehlte mir noch das rechte Zutrauen zu unseren alten Schutztruppensoldaten; ich machte mir ordentlich Sorge um den kleinen Pantoffelhelden, der nun ganz allein da drüben zwischen den heulenden Wilden steckte. Denn Radau machten die Kanebumleute; wir hörten sie bis hier drüben schreien und mit ihren Trommeln rasseln. Durch das Glas konnten wir sehen, daß der Dorfplatz schwarz von Menschen war; von Coffees roter Mütze entdeckten wir nichts. Da sein Kamerad Dahey aber keine Spur von Sorge zeigte, sondern vergnügt beim Schweineschlachten half, beschlossen auch wir, ruhig den Lauf der Dinge abzuwarten.

*) Chop = Essen.

Es wurde dunkel, von Kanebum und Efang sahen wir trotz des Mondscheins nur die Feuer.

Wir ließen nun auch große Feuer anmachen, um ebenso wie in Otong wieder in ihrem Schein zu impfen, falls Coffee wirklich Leute bringen würde.

Endlich, gegen elf Uhr, hörten wir das Stampfen vieler Füße, das den Berg hinaufkam; und da kamen in langer Reihe Männer, Weiber und Kinder, nebst Häuptling von Kanebum, und am Schluß des Zuges Coffee, seelenruhig, schweigsam, sein Pfeifchen rauchend. Die Pfeife seinem dicken Manta-Weib gebend, stellte er sich stramm vor meinen Mann hin und meldete einfach: „Dem Kanebum-people he live!" (Die Kanebum-Leute sind da!) — Das sind die Soldaten aus Kameruns guter, alter Zeit. — —

Am anderen Tage ließen wir den Haupttroß unter Daheys Kommando zurück und machten einen Abstecher in ganz unbekannte Gegenden durch verschiedene Dörfer in nordöstlicher Richtung. Wir hatten aber wenig Erfolg, da die Einwohner meist bei unserer Ankunft geflüchtet waren. Wir marschierten nicht getrennt! Die einzige Chance, die Bergheiden am Ausreißen zu verhindern, ist eben das getrennte Marschieren. Wenn ihre Aufmerksamkeit auf einen großen Zug gelenkt wird, so haben wenige Leute, die vorangehen, womöglich auf einem anderen Weg, Gelegenheit, unbemerkt heranzukommen. Hat man sie erst einmal überrumpelt, so zeigen sie sich meist ganz vernünftig. Es ist eben meist die törichte Furcht vor Europäern und Soldaten, die sie in die Flucht treibt. Außer recht müden Beinen brachten wir nur das erhebende Bewußtsein mit, die ersten Weißen dort oben gewesen zu sein.

Von Bataka marschierten wir südöstlich über Efang, Gefang und Mpeng nach Laringi, wo uns auch gesagt wurde, daß wir die ersten Weißen seien, die den Ort betreten hätten.

Als wir uns Efang näherten, sahen wir zu unserer Freude mehrere Leute auf dem freien Platz vor der Königshütte stehen und dachten schon, sie seien vernünftig geworden und wollten sich zum Impfen stellen. Da mochten ihnen im letzten Augenblicke doch noch Bedenken kommen; wir waren vielleicht noch dreihundert Meter entfernt, da stürzte die ganze Gesellschaft kopfüber den Hang hinunter in die Planten hinein und war nicht mehr zum Vorschein zu bekommen. Sie mußten die Absicht gehabt haben, uns zu erwarten, denn sie hatten ihre Hütten nicht verrammelt und auch ihren Proviant nicht versteckt. Wir ärgerten uns weidlich über diese Dummköpfe! Beim Anblick der roten Soldatenmützen scheint manche Stämme eine wahre Panik zu ergreifen.

Wie von einer Ahnung ergriffen, machte ich am Ausgange des Dorfes Halt und wandte mich um. Da sah ich denn das Korps der Rache, die Weiber und Soldatenboys, aus den unverschlossenen Hütten stürzen, Hände, Mäuler und Tragkörbe voll Planten, Makabo und anderen guten Dingen. Na, ich fuhr mit einem heillosen Gewitter dazwischen. Was ich noch bei ihnen vorfand, mußten sie wieder hinlegen; aber zwischen den vielen kräftigen, weißen Zähnen war doch schon eine ganze Menge verschwunden. Es ist Gott sei Dank das einzige Mal gewesen, daß es der Gesellschaft gelungen ist, zu marodieren, denn wir paßten mit äußerster Strenge auf, und die Soldaten wußten ganz genau, daß ihnen bei Ausschreitungen strenge Strafen drohten, während sie bei guter Führung allerlei Vorteile von uns hatten.

In Laringi angekommen, entlud sich denn auch noch das offizielle Gewitter seitens meines Mannes. Die Soldaten, die, wie ich ihnen schon in Otong angekündigt hatte, für die Taten ihres Anhanges verantwortlich waren, erhielten Strafe und Entziehung ihrer heutigen „Dasch"-Ration.

Es dauerte gar nicht lange, so erschien Dahey vor unserem

Quartier, äußerst ergrimmt, stellte sich in stramme Positur und schnarrte: „Massa, I flog my woman?“ (Massa, darf ich meine Frau prügeln?)

„Yes, flog him,“ sagte mein Mann.

Darauf erschien der kleine Coffee. Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Dennoch fragte auch er: „Massa, I flog my woman?“

„Yes, flog him.“

Einer nach dem anderen erschien und hatte dieselbe Frage auf dem Herzen: „Massa, I flog my woman?“

Dem schnatternden Troß hatte schon längst eine kleine Abkühlung notgetan; dies war eine wunderschöne Gelegenheit, ihn wieder zur Raison zu bringen.

Nach kurzer Zeit gellte denn auch das Zetergeschrei der Soldatenweiber gen Himmel, und äußerst komisch war es anzusehen, wie der kleine Coffee mutig geworden war und sein dickes Manta-Weib herzhaft mit einem Bambusstöckchen bearbeitete.

Die Frau des Heilgehilfen Johannes hatte eigentlich gar nichts getan und ganz vorn marschiert; dennoch prügelte er sie weidlich mit ihrem Regenschirm; ganz nach dem russischen Sprichwort: „Liebe dein Weib wie deine Seele und klopfe es wie deinen Pelz.“

In Laringi wohnten wir wieder in der Königshütte, die ganz ähnlich war wie die von Otong und mit vielen schönen Tierschädeln geschmückt war.

In die Holzsäule in der Mitte des Hauses schnitzte ich mit vieler Mühe unsere Namen und das Datum ein. Hoffentlich läßt der Laringihäuptling das stehen; es ist für künftige Europäer ganz amüsant, wenn sie es lesen.

Wir hatten hier eine sehr gute Aufnahme gefunden, und es waren ziemlich viel Leute geimpft worden. Der King schien

ein recht vernünftiger Mann zu sein. Er warnte uns vor den Bewohnern der Ortschaften, durch die wir morgen kommen würden, namentlich vor den Awui-Leuten, die eine ganz böse Gesellschaft wären. Wie ich schon früher berichtete, stammten die fünf hingerichteten Menschenfresser in Ossidinge aus eben diesem Awui. Die Anhänger des toten Häuptlings wollten den Sohn immer noch nicht anerkennen, und es sollte viel „Palaver" im Dorfe geben.

Schon während der Nacht war es sehr unruhig in der Gegend. Von allen Seiten ertönten die Trommeln, und Krieger aus den Nachbardörfern, die mit Laringi in Feindschaft leben, wagten es, um unser Quartier zu streichen und ihr „Ooo — wo — wo — woohooo —!" in nächster Nähe zu brüllen.

Der Häuptling wagte es am anderen Morgen auch nicht, uns weiter als bis zu den letzten Hütten seines Dorfes zu begleiten, aus Furcht, auf dem Rückweg von seinen Feinden gespeert zu werden.

Unser Weg führte zuerst in der Höhe auf einem Berggrat entlang und durch hohes Gras. Eigenartig war die Aussicht, die wir von dort oben hatten. Nordöstlich von uns erstreckte sich unabsehbares Grasland, während südöstlich der Busch wieder begann. Ohne jeden Übergang grenzten hier Grasland und Urwaldgebiet aneinander. Es war, als sei der Wald unterhalb dieses Berges abrasiert.

Gern wären wir nach Osten weitergezogen, ins Unbekannte hinein, über freie, luftige Höhen; aber unsere Aufgabe war hier, so weit wie möglich, vollendet, nun ging es in südöstlicher Richtung wieder in bekanntere Gebiete, in den Busch zurück. Unser nächstes Ziel war Tamba, wo wir mit der Expedition des weißen Heilgehilfen zusammentreffen wollten.

Es sollte aber noch einmal ein anstrengender Marsch werden, der dem von Bajo nach Otong kaum nachstand. An schroffen Hängen ging's entlang, wo der Fuß oft kaum Platz

genug fand, um sich zu halten. Einmal mußten wir tatsächlich durch einen Wasserfall klettern, der quer vor uns die Felsen hinabrauschte. Es kostete Mühe, sich an den glatten Steinen festzuhalten, während das Wasser über einen hinwegspülte. Jeden Augenblick mußte man fürchten, in die Tiefe zu rutschen. Natürlich wurden wir alle vollständig durchnäßt. Leider war bei dieser Gelegenheit eine beträchtliche Menge Wasser in den Koffer gekommen, der photographische Aufnahmen und Apparate enthielt. Es ist viel verdorben worden, und manch' schöne wissenschaftliche Aufnahme meines Mannes ist dabei verloren gegangen. Da sich vollkommen Neues und Eigenartiges darunter befand, bedeutete es keinen kleinen Verlust!

Wie die Träger dies Hindernis überwinden konnten, ist mir rätselhaft. Der Neger muß noch einen besonderen Gleichgewichtssinn haben.

Es folgte ein steiler Abstieg, der kein Ende zu nehmen schien. Urwald erstreckte sich hier wieder bis in beträchtliche Höhe, und so rutschten wir denn fast senkrecht hinunter, von Wurzel zu Wurzel und Stein zu Stein. Dumpfe Schwüle herrschte; je tiefer wir stiegen, desto feuchter und drückender wurde die Luft. Wir waren so lange auf freier Alm gewesen, daß wir dies Klima gar nicht mehr gewöhnt waren. Unsere nassen Kleider dampften; das Blut stieg uns heiß zu Kopf, und unsere Kniee begannen zu zittern und schließlich zu schmerzen. Den Schwarzen ging es ebenso; auch sie empfanden den schroffen Klimawechsel unangenehm. Uns kam es vor, als schlüge uns die Luft des Tales entgegen wie die Glut aus einem Backofen.

Endlich hatten wir ebenen Boden erreicht. Es war der längste Abstieg gewesen, den wir bisher gehabt hatten, und als wir nun wieder auf gerader Fläche gehen sollten, schwankten wir anfangs ganz bedenklich.

Wir befanden uns nun wieder im dichten Busch; vorbei

war es mit der Aussicht. Rings um uns ein undurchdringliches Gewirr von Ranken und Gebüsch.

Plötzlich stockte der Zug. Der kleine, ausgetretene Negerpfad, dem wir bisher gefolgt waren, hörte auf, wie abgeschnitten. Vor uns und auf allen Seiten undurchdringliches, zum Teil dorniges Gestrüpp. Eine Weile sahen wir uns ratlos an. Es war doch kaum möglich, daß wir uns verlaufen hatten?!

Da fingen Dahey und der Dolmetscher Eno, die diese Gegend ganz genau kannten, mörderlich zu fluchen an und griffen in Büsche und Ranken, die den Weg abschnitten. Alles ließ sich leicht aus der Erde ziehen, weil es nicht angewachsen, sondern von den freundlichen Awuileuten nur aufgebaut war, um uns in die Irre zu führen.

Daher also das tiefe Schweigen in der ganzen Gegend, durch die wir bisher marschiert waren! Nach der geräuschvollen Nacht waren wir eigentlich auf einige Feindseligkeiten gefaßt gewesen! Aber vor offenem Kampf schienen die Awuileute doch Angst zu haben; sie beschränkten sich anscheinend auf diese Art Späßchen.

Dornen und spitze Pfähle im Boden erwiesen sich fernerhin als weniger harmlos; ebenso wie halb zerstörte Brücken. Da es nicht ausgeschlossen war, daß auch einmal ein Pfeil oder Speer aus dem Dickicht in unsere Kolonne fliegen konnte, war dieser Marsch ziemlich romantisch.

Unsere Leute hatten mit Seitengewehr und Haumessern alle Hände voll zu tun, um den Pfad wenigstens einigermaßen gangbar zu machen. Hätten wir keine landeskundigen Führer gehabt, so wäre den Awuileuten ihr Plan, uns an der Nase herumzuführen, aufs schönste gelungen, zumal sie von Zeit zu Zeit seitwärts kleine Wege freigeschlagen hatten, die nach einigen Krümmungen wieder aufhörten, so daß man erst recht in die Irre lief, wenn man ihnen folgte.

Wir gerieten allmählich in eine stille Wut, und die Awuileute konnten sich freuen, wenn sie uns in dieser Stimmung begegneten. Im Busch aber herrschte tiefes Schweigen; kein Blatt regte sich, dumpfe Schwüle lastete über den dichten Wipfeln, und wir bahnten uns schweigend, mit unendlicher Mühe unseren Weg durch diese Wildnis.

Endlich sahen wir das Dorf Awui liegen. Eine große, schöne Ortschaft, zum größten Teil aus neuen, viereckigen Lehmhäusern bestehend, so daß es schon Ossidingecharakter trug.

Kein Mensch war zu sehen; alles wie ausgestorben; alle Häuser verrammelt, kein Vieh, kein Geflügel, keine Planten und kein reifer Makabo in der Farm.

Es war für die Awuileute entschieden ein Glück, daß unsere Soldaten sie nicht zu sehen kriegten.

Dahey wischte sich beim Anblick des menschenleeren Dorfes den Schweiß von der Stirn und knirschte nur: „Goddam!"

Trotz ihrer Müdigkeit suchten die Soldaten noch geraume Zeit in der Umgegend nach den Dorfbewohnern, konnten aber keinen entdecken.

Ich las einen Wunsch in den Gesichtern unserer Leute und muß gestehen, daß es auch mein Wunsch war; — nämlich den, das Dorf Awui anzuzünden und dem Erdboden gleichzumachen. Aber wir leben ja heutzutage auch in Kamerun unter humanen Gesetzen und dürfen uns (ähnlich wie zu Hause Förster gegen Wilderer) theoretisch erst dann zur Wehr setzen, wenn wir schon tot sind.

Nach weiterem kurzen Marsch erreichten wir das Dorf Tamba, wo uns der weiße Heilgehilfe schon entgegenkam.

Auch er hatte, wie er meldete, in dem von ihm bereisten Gebiet den Verhältnissen nach gute Impfresultate erzielt, so daß der Impfgürtel um die bisherigen Sperrgebiete damit als geschlossen angesehen werden konnte. Nun blieb uns noch

übrig, auf dem Rückmarsch, den wir auf der vielbegangenen Balistraße antreten würden, auch so viel Ortschaften, wie vorhanden, durchzuimpfen.

Trotzdem der Heilgehilfe auf einem anderen Wege wie wir nach Tamba marschiert war, hatte auch er seinen Pfad verbaut gefunden. Seine Leute hatten sogar eine kleine Messerstecherei mit den Awuikriegern gehabt, und ein befreundeter King, der so unvorsichtig gewesen war, ihm bis in die Nähe von Awui das Geleit zu geben, war dort mit seinem Gefolge überfallen und böse zugerichtet worden. Auch war er mit einer Brücke aus beträchtlicher Höhe ins Wasser gestürzt. Ob die Brücke altersschwach gewesen war, oder ob liebenswürdige Menschen mitgeholfen hatten, konnte leider nicht mehr festgestellt werden. Zum Glück waren aber unsere beiden Expeditionen ohne ernstere Unfälle durch die noch nicht ganz sicheren Gebiete gekommen und haben das in erster Linie der vorzüglichen Unterstützung von Ossidinge durch sorgfältige Auswahl sowohl der Soldaten als auch der Träger zu verdanken. Wenn Beamte auf Dienstreisen sowie Privatreisende überall von den Behörden so außerordentlich gut unterstützt würden, wie wir auf diesem Marsch durch Johann-Albrechts-Höhe und Ossidinge, so wären Reisen durch ganz Kamerun ein so ungetrübtes Vergnügen, wie sie es in den englischen Kolonien heute schon sind.

Gegen Abend des ersten Tages war ganz plötzlich ein kleiner Zug von Awuikriegern erschienen, an deren Spitze ein noch sehr junger, gutgewachsener Mann schritt. Sie brachten einige Planten, Eier und ein Huhn. Es stellte sich heraus, daß es der Kronprätendent von Awui, der Sohn des aufgehängten Menschenfressers und seine Anhänger waren. Es war ihnen immer noch nicht gelungen, ihre Herrschaft zu befestigen. Der junge König entschuldigte sich vielmals wegen des bösen Verhaltens seiner Leute, aber er sei bis jetzt völlig

machtlos und selbst seines Lebens nicht sicher. Auch wegen der Armseligkeit seines Geschenkes bat er um Verzeihung; er habe selber kaum das Nötigste. Der arme Kerl machte auf uns einen recht guten Eindruck, und es ist zu wünschen, daß es ihm bald gelingen möge, seine rabiaten Untertanen zur Räson zu bringen.

Von Tamba machten wir noch einige Abstecher in die Berge, dann setzten wir uns wieder auf der Hauptroute in Marsch und gingen über das große Dorf Ambelle, wo wir seit langer Zeit einmal wieder freundlich und zutraulich empfangen wurden und freiwillig Proviant geliefert bekamen, nach Manta, das schon im Unterland am Ufer eines größeren Flusses liegt.

Unsere Kolonne hatte sich inzwischen um ein Mitglied vermehrt. Aus dem Bergdorf Ekbadschu hatten wir einen kleinen, niedlichen Menschenfresser, der ungefähr fünf Jahre alt sein mochte und auf den Namen Ejó hörte, als „Small-Boy" mitgenommen. Das Bürschchen zeigte sich sehr zutraulich und gab mit seinem hellen Stimmchen immer so vergnügt Antwort, daß wir ihn nur noch: „Ejó, der freundliche kleine Kannibale" nannten. Er wollte die „Welt" kennen lernen und hatte sich darum der ersten besten Europäerexpedition angeschlossen, die durch sein Dorf kam, da er mal gehört hatte, daß man es als „Boy" weit bringen könne. Es ist in Kamerun gar keine ungewöhnliche Erscheinung, daß Kinder, die kaum laufen gelernt haben, mit irgendeiner Expedition mitgehen und die längsten und anstrengendsten Züge mitmachen. Unser kleiner Ejó fühlt sich sehr wohl bei uns, hat überraschend schnell Pidgin und Servieren sowie Stiefelputzen gelernt und zeigt nie Spuren von Heimweh. Während ich diesen Bericht schreibe, ist er immer noch bei uns und hat schon weitere Expeditionen in Südkamerun mitgemacht, ist sogar neulich mit uns in einem Schlafkrankheitslager gewesen. Er fürchtet

sich vor nichts und sticht deshalb vorteilhaft gegen unsere Akkras und Bakwiris ab. Die Bergheiden haben mir überhaupt gar nicht übel gefallen. Bei richtiger Behandlung läßt sich allerhand Brauchbares aus ihnen machen, und ich wünschte nur, wir hätten noch mehrere von ihnen in unseren Diensten. Ihr fortwährendes Flüchten und Erschrecken ist mehr dem Ungewohnten unserer ganzen Art zuzuschreiben. Ich glaube, wenn sie die Weißen erst einmal genauer kennen lernen und der Nimbus der Neuheit fehlt, dann werden sie ihnen vielleicht noch manchmal recht tapfer standhalten. Andererseits glaube ich aber, daß sie vollkommen friedlich und zutraulich werden, wenn sie einigermaßen gerecht und ihrer Eigenart entsprechend behandelt werden.

Unserem Ejó imponierte nach acht Tagen schon gar nichts mehr. Ich hatte ihm ein paar weiße Schuhe, wie ich sie auf Stationen zu tragen pflege, und die durch Wasser verdorben waren, geschenkt. Trotzdem ihm die hohen Absätze doch recht unbequem sein mußten, hüpfte er darin auf dem Marsch vor uns her, hatte ein schwankes Bambusstöckchen in der Hand und schlug damit auf alle möglichen Leute ein, die seiner Meinung nach nicht ehrfurchtsvoll genug waren. Und die größten Kerls ließen sich das von ihm gefallen, wie gutmütige Neufundländer, die von einem Schoßhündchen angebellt werden.

Heute bezieht Ejó schon ein Monatsgehalt von zehn Mark und bildet sich ein, er wäre ein „big man". Seine größte Wonne ist es, wenn er mein Gewehr tragen darf, und ich habe ihm versprochen, ihn auf meiner nächsten Jagd- und Fischpartie an den oberen Njong mitzunehmen. Wenn er noch etwas gewachsen ist, will er sich eine Jaunde-Frau kaufen und Soldat oder Jäger werden — sagt er. Ab und zu ist er schon etwas naseweis, und dann muß er Prügel haben, — aber ein Hauptkerlchen ist er doch!

In Manta wartete unser eine freudige Überraschung. Von der Station Ossidinge hatte man uns unsere ganze Deutschlandpost per Flaggenpost nachgeschickt. Es mutete mich ordentlich komisch an, hier oben in der abgelegenen Gegend gemütlich zu sitzen und Briefe aller möglichen Verwandten, die „Potsdamer Tageszeitung", die „Lustigen Blätter" und andere Zeitschriften zu lesen.

Die Flaggenpost ist eine sehr hübsche Einrichtung mancher Kameruner Bezirke. An einen Stock mit einer roten Flagge werden Briefschaften und kleinere Pakete befestigt. Von der Station aus läuft nun ein Bote, so schnell er kann, bis zum nächsten Dorf. Hier nimmt ihm ein anderer die Flagge ab und trägt sie zum folgenden Dorf, und so immer weiter, bis der Adressat erreicht ist. Man bekommt seine Post auf diese Weise manchmal fabelhaft schnell. Natürlich läßt sich dies nur innerhalb der vollkommen friedlichen und unterworfenen Gebiete durchführen. Auch ist nur die Station und der Regierungsbeamte im Dienst berechtigt, Flaggenpost abzusenden. Diese bestand aus aus dienstlichen Schreiben an meinen Mann, und die Privatkorrespondenz hatte man liebenswürdigerweise beigefügt. Stände es jedem frei, Flaggenpost zu senden, so würden die Eingeborenen seitens Privatpersonen zu sehr ausgenutzt werden und überdies die Häuptlinge sich bald weigern, Flaggenpost zu befördern. So stellt beim Anblick der roten Flagge jedes Dorf sofort Eilboten, die auch nachts durchlaufen.

Von Manta marschierten wir über Ambessu, Eiwawa nach dem sehr großen Dorf Bakumba.

Nun kamen wir wieder durch die typischen Ossidingedörfer. Die Straße war gut, und das Marschieren kam uns nach unserer Gebirgspartie wie Kinderspiel vor. Wir hatten alle beide einige Kilo abgenommen und waren vorzüglich im Training. Gesundheitlich fühlten wir uns wohler als bei der

Abreise von Viktoria. In Bakumba fanden wir wieder ein großes, schönes Unterkunftshaus, und der Häuptling ließ uns so reichlich Proviant bringen, daß die Träger einmal wieder ein reichliches Festessen hatten.

Hier setzten wir uns übrigens nachts auf einen Leoparden an. Leider vergebens. Obwohl wir ein junges Ferkel als Köder an die Stelle gebracht hatten, an der er erst tags zuvor ein Schwein gerissen hatte, ließ er sich nicht blicken, und die Sache wurde so langweilig, daß ich dabei einschlief und mit ziemlichem Geräusch von dem Baumstamm herunterrutschte, auf dem ich hockte. Falls er wirklich noch in der Nähe gewesen war, so hatte ihn dieser Radau jedenfalls endgültig abgeschreckt, und ich mußte einen beträchtlichen Wischer von meinem Mann wegen dieses Jagdfrevels einstecken.

Die Bakumbaleute waren ganz resigniert, als auch wir ohne Erfolg zurückkehrten. Wir seien nun schon die dritten Europäer gewesen, die vergebens auf diesen Leoparden Jagd gemacht hätten. Das Tier schiene es zu ahnen, wenn Weiße mit ihren überlegenen Waffen im Dorf wären. Solange sie da wären, ließe er sich nicht blicken; sobald sie aber fort wären, ginge er wieder nachts mitten im Ort auf Raub aus. Vor ganz kurzer Zeit hätte er an einem Tag einen schwarzen Boten und ein Schwein gerissen.

Etwas müde und mißgestimmt marschierten wir am nächsten Tag weiter.

Das Dorf Toko I war der nächste Rastplatz. Von dort ging es über die Dörfer Toko II, Toko III, die unter einem Oberhäuptling stehen, Kepelle und Tale nach Tinto, wo wir wieder übernachteten.

Wir kamen unterwegs durch die Ruinen der sehr schön gelegenen ehemaligen Feste Tinto, wo früher ein Europäer stationiert war, die aber jetzt aufgegeben ist. Von dem Garten, der natürlich ganz verwildert war, fanden wir doch

noch einige Zitronen- und Mangobäume vor, die uns mit ihren Früchten sehr willkommen waren. Auch eine veredelte Sorte Ananas wuchs dort noch zwischen dem Gestrüpp.

Wir befanden uns jetzt wieder im reinen Urwaldgebiet, das von keiner Grasfläche mehr unterbrochen wurde; auch die Berge waren vollkommen mit Wald bedeckt.

In dem Dorf Tale waren wir auf die Balistraße abgeschwenkt und marschierten nun auf einem vorzüglichen Weg, der durch große und reiche Dörfer führte, in denen kein Mangel an Proviant war. Lebhafter Verkehr herrschte. Die Eingeborenen liefen wieder im Lavalava oder sonstigen mehr oder weniger europäischen Kleidern umher. Wir merkten nicht ohne ein ganz leises Bedauern, daß wir wieder in zivilisierter Gegend waren. Die Impfungen gingen jetzt meist ohne größere Schwierigkeiten vonstatten.

Von Tinto marschierten wir über Defang-Eonga, Tembang und Eang nach Nguti, wo wir wieder auf unsere alte Marschroute, die wir auf dem Wege nach Ossidinge gegangen waren, kamen.

Von dort ging es nun in eiligen Märschen, wobei noch eine Menge Menschen geimpft wurden, nach der Station Johann-Albrechts-Höhe zurück.

Hier wurden wir wieder mit der alten Liebenswürdigkeit aufgenommen und verlebten einen reizenden Rasttag.

Dann ging es aber nicht wieder nach Mundeck zur Eisenbahnstation, sondern wir machten noch eine recht interessante Reise auf sehr wenig begangenen Pfaden nach dem Barombi-Rickard-See und um das große Kamerungebirge herum.

Nie habe ich so wunderbaren Hochwald gesehen, als zwischen dem Elefanten- und dem Rickard-See. Riesige Baumwollbäume wechselten ab mit schlanken Palmen und bunt blühenden Akazienarten. Beinahe möchte ich von dieser Gegend auch sagen: sie wimmelte von Elefanten. Wir kamen

oft auf wenig Meter an den gewaltigen Tieren vorüber, die sich nicht im geringsten beim Äsen stören ließen. Stellenweise hatten sie den Pfad vollständig zerstört. Ihre tiefen Fußtapfen und Losung sah man fortwährend. Die Gegend dort ist überhaupt noch ein rechtes Wildreservat, da kein einziger vielbegangener Weg hindurchführt.

Sehr überrascht wurden wir von dem Anblick einer kleinen Grassteppe, die wir mitten in diesem dichtesten Urwaldgebiet fanden. Einige Morgen weit dehnte sich bräunliches Grasland aus, hier und dort mit hohen Fächerpalmen bestanden. Am Ende dieser Lichtung erhob sich der große Kamerunberg, auf seinem höchsten Gipfel von schimmerndem Schnee bedeckt; ein wunderbar schönes Bild!

Nachdem wir durch einige recht erbärmliche, schmutzige Bambukodörfer gekommen waren, wo ebensowenig Lebensmittel oder Quartier zu bekommen war, wie bei den wildesten Bergheiden, erreichten wir endlich wieder das Gebiet der Pflanzungen.

Über die Bay-Pflanzung, die einer englischen Gesellschaft gehört und die mein Mann dienstlich besichtigen mußte, und eine kleine Privatpflanzung an den Hängen des Kamerunberges, marschierten wir zur Küste hinab. Es war doch ein Anblick, der einem nach so langer Reise im Inneren wieder gefallen konnte, als wir, nach beschwerlichem Marsch aus dem Hochwald heraustretend, die Pflanzung Idenau zu unseren Füßen liegen sahen und dahinter das unendliche blaue Meer. Unter lauten Ausrufen des Staunens betrachtete unser kleiner Ejó das viele, viele Wasser. Er hatte noch nie das Meer gesehen!

Überall mit der alten Gastfreundschaft aufgenommen, reisten wir über Idenau, Bibundi, Debundscha, Isongo und Mokundange wieder nach Viktoria zurück.

Hier harrte unser eine sehr freudige Überraschung in Ge-

stalt der Nachricht von unserer Versetzung nach der Station Jaunde in Südkamerun. Wenn es auch nicht Kongo war, wie wir im stillen gehofft hatten, so war es doch immerhin das Innere, und erst einmal dort, würde ich wenigstens auch Gelegenheit zu weiteren Studienreisen finden.

Innerhalb einer Woche war unser Haushalt aufgelöst, waren unsere Siebensachen in Trägerlasten verpackt und wir selbst an Bord des Regierungsdampfers „Herzogin Elisabeth" in Kribi angelangt. Nach elf Tagemärschen auf den vorzüglichen Kribi-Jaundestraßen, die heute schon dem Verkehr mit Lastautomobilen dient, kamen wir mit Sack und Pack auf der neuen Station an.

Wer Jaunde und den Jaunde-Bezirk aus den alten Reisebeschreibungen und selbst aus dem schönen Werk unseres berühmten Dominik kennt, der wird sich kaum eine Vorstellung von dem heutigen Jaunde machen können. Der Bezirk ist für die hiesigen Verhältnisse hoch entwickelt. Vorzügliche Wege ermöglichen es dem Reisenden, fast jeden größeren Ort zu Pferde zu erreichen. Viele Straßen können von Wagen befahren werden. Die Dörfer sind durchweg gut bevölkert, sauber gebaut und machen den Eindruck des Wohlstandes. An Lebensmitteln herrscht nirgends Mangel. In einigen Dörfern bekamen wir sogar frische Kartoffeln und Zwiebeln, die die Eingeborenen nach europäischem Muster neben ihren eigenen Produkten anbauten.

Die Haltung der Eingeborenen den durchreisenden Europäern gegenüber war in den Teilen des Bezirkes, die ich kennen gelernt habe, immer höflich und freundlich. Die Sicherheit auf den Straßen ist musterhaft.

Ich machte später ganz allein eine Jagdreise abseits von den größten Karawanenwegen und wurde in allen Dörfern, ohne irgendwelche amtliche Autorität zur Seite zu haben, ganz vorzüglich aufgenommen. Ich machte im Gegen-

teil die Beobachtung, daß die Leute sich zutraulicher gaben, wenn ich allein zu ihnen kam, als wenn ich in Begleitung von anderen Weißen reiste. Was ich an Sagen, Erzählungen und sonstigen Mitteilungen der Eingeborenen sammeln konnte, habe ich den wenigen Reisen zu verdanken, die ich ganz allein machte.

Als ich durch leidliches Reiten und Schießen erst einmal einer gewissen Verachtung Herr geworden war, die der Frau galt, stellten sich verschiedene Jaunde-Häuptlinge entschieden freundschaftlich zu mir. Einer baute mir auf meinen Wunsch, ohne amtlicherseits dazu veranlaßt zu sein, eine kleine Jagdhütte am Ufer des schönen Njong-Stromes, wo ich einige schöne Tage verlebt habe, als mir der lärmende Betrieb der großen Europäerstation eine kleine Erholungsreise dringend nötig machte.

Denn, um ein bekanntes Zitat frei anzuwenden: „Afrika ist sehr schön überall, wo der Weiße nicht hinkommt in großer Zahl."

Die sonnigen Eindrücke, die meine Erinnerung aus dem prächtigen Jaundeland mitbrachte, werden immer wieder verdunkelt durch die wenig angenehmen Eindrücke der Festung Jaunde.

Heute liegen rings um die alten, noch von Dominik erbauten Festungsmauern helle, freundliche Europäerhäuser im frischen Grün. Heute hat sich Jaunde zum Teil schon in eine hübsche Tropenstadt verwandelt.

Zu unserer Zeit jedoch wohnten die meisten Beamten noch in recht engen Quartieren innerhalb der Festungsmauern. All die schönen neuen Häuser draußen waren erst im Bau begriffen. Wir hatten eben Pech!

Was das heißt: gegen zehn verschiedene Europäerhaushaltungen in vier Mauern, auf einem Raum von nicht allzu vielen Quadratmetern zusammengepfercht, das kann nur der

beurteilen, der es einmal erlebt hat. Wenn von diesen Europäern jeder eine Dienerschaft von vier bis acht Köpfen hat, der eine fünf Papageien, der andere sechs Katzen, der dritte ein paar Hunde und der vierte ein Grammophon hält und der fünfte sich womöglich durch ein recht lautes Organ und reizbaren Charakter auszeichnet, so ist das Leben in solch einer Festung recht gemütlich. So reizend andererseits die Geselligkeit in Jaunde war, so angenehm der gesellschaftliche Ton unter den Beamten und der Kaufmannschaft, so sehr man durch die vorzügliche Landwirtschaft mit Fleisch, Gemüse und frischer Milch verwöhnt wurde, so hatte ich doch in den Ossidingebergen zu sehr die goldene Freiheit schätzen gelernt, um mich in der zivilisierten Station nicht kreuzunglücklich zu fühlen. Hätten nicht eine Dienstreise nach dem Schlafkrankenlager Ajoshöhe am Njong und meine kleine Privatreise für Abwechslung gesorgt, so wäre ich wahrscheinlich recht bald wieder nach Deutschland gefahren.

Da kam ganz unvermutet unsere Versetzung nach der Station Lomie, die zirka achtzehn Tagereisen von Jaunde in den südlichen Gummidistrikten inmitten endloser Urwälder liegt. Noch während des Marsches erhielten wir die telegraphische Order, gleich nach Ankunft in Lomie eine Impf- und Schlafkrankheitserforschungsreise über den Posten Eta in das an den alten Lomie-Bezirk südlich anschließende Neu-Kamerun zu unternehmen.

Ich jubelte und gab meinen Plan, nach Deutschland zu fahren, schleunigst wieder auf.

Der Marsch von Jaunde nach Lomie war höchst bequem. Vom Bezirksamt mit Reittieren, sehr guten Trägern und einem Polizeisoldaten versehen, gelangten wir in vier Tagen auf einer sehr gut gehaltenen Straße nach dem Posten Akonolinga am Njong, der dem Bezirksamt Jaunde unterstellt ist. Auch hier wurden wir vortrefflich aufgenommen und konnten

unsere Reise in Kanus, den Strom hinauf, ohne Unterbrechung fortsetzen.

Für Kanureisen habe ich viel übrig. Die ziemlich großen Fahrzeuge sind mit einem Sonnendach versehen, unter dem der Weiße in einem bequemen Liegestuhl vor sich hinträumen oder lesen kann. In Greifnähe hat man seine Flinte stehen, um hie und da eine Ente oder ein Wasserhuhn zu schießen.

Vor meinem Platz steht gewöhnlich ein Blechkoffer mit allerhand Büchern und Zeitschriften, hinter mir kauert mein Diener, mit einem „Freßkober" reichlichen Inhaltes, aus dem er mir dies oder das zureichen muß, wenn ich gerade Appetit habe.

Hinten im Kanu sitzen acht stämmige Ruderer mit ihrem „Headman", die zu den taktmäßigen Schlägen ihrer Paddeln alte, schwermütige Bootsknechtlieder singen.

So fährt man tagelang den stillen, dunklen Strom hinauf, der sich bald durch düstere Wälder, bald durch weite Sumpfwiesen windet. Wunderbare Ruhe ringsum; unberührte Natur. Das ist Afrika, — endlich wieder das alte unverfälschte Afrika!

Viel zu früh für meinen Geschmack kamen wir bei dem Posten Abongmbang, der schon zum Lomie-Gebiet gehört, an. In Abongmbang wohnen heute schon mehrere weiße Frauen, denen das Leben so weit im Innern ausnahmslos recht gut zu bekommen scheint.

Wir wurden von dem Postenführer und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen und konnten bei ihnen ein Schlachtfest mitmachen, an das ich noch lange mit Vergnügen denken werde. Wie hätte ich auch ahnen können, daß ich da hinten im Busch noch einmal Wellfleisch mit Pfeffer, Salz und Schwarzbrot essen würde, wie auf einem deutschen Gutshof! Und auch der knusprige Schweinebraten mit Rotkohl war nicht schlechter als zu Hause bei Muttern! Ich habe die kleine

Landwirtschaft der Frau des Postenführers aufrichtig bewundert. Schweine, Enten, Hühner und sogar Gänse gediehen unter ihrer Pflege vorzüglich. Ein gut gehaltener Gemüsegarten wies fast sämtliche deutschen Gemüse auf.

Zu unserer Zeit bestand der Posten noch aus Buschhäusern, d. h. aus Eingeborenenmaterial nach Eingeborenenart gebauten Wohnhäusern, in denen es sich meiner Meinung nach recht gut leben läßt und die nur den Nachteil haben, daß sie nur wenige Jahre halten. Ich für mein Teil habe ein gutes, großes Buschhaus einem engen, schlechten Steinhaus immer bei weitem vorgezogen.

Eine Festung mit einem massiven wenn auch wie alle neuen Häuser sehr engen Wohnhaus für den Postenführer war im Bau und ist jetzt vollendet.

Nachdem wir kräftige Träger vom Maka-Stamm erhalten hatten, setzten wir unseren Marsch fort.

Vor uns lag ein endloses, unberührtes Waldland, nur spärlich bevölkert, dessen ganzer Reichtum bis vor kurzem der Gummi gewesen war.

Im Gegensatz zum Jaunde-Bezirk ist der Lomie-Bezirk zum großen Teil ein verhältnismäßig armes Gebiet. Die Ölpalme fehlt hier auf großen Strecken gänzlich. Kassada*) bildet die Hauptnahrung der Njems, die den Jaundes an Fleiß und Intelligenz erheblich nachstehen. Auch der Reichtum an Kleinvieh und Geflügel ist nicht weit her.

So kommt es denn, daß das Lomie-Land bei allen Nicht-Njems als „hungry country“ (hungriges Land) von alters her verschrien war.

Durch die Bemühungen des Bezirksamtes ist es in den letzten Jahren gelungen, den Farmbetrieb ganz wesentlich zu heben, und für den Europäer wie den Stationsarbeiter trifft

---

*) Kassada ist eine Knollenfrucht.

der Name „hungry country“ heutzutage schon längst nicht mehr zu.

Trotzdem steht aber der fremde Eingeborene dem Buschland von Lomie immer noch sehr mißtrauisch gegenüber.

Wir merkten das daran, daß unser Koch und unser Wäscher sehr betrübt zu uns kamen und meldeten, ihre persönlichen Diener, kleine Jungen, die sie aus Jaunde mitgenommen hatten, seien ihnen kurz hinter Abongmbang entlaufen.

Von unseren alten Leuten, die die ganze anstrengende Expedition in die Ossidinge-Sperrgebiete so brav mitgemacht hatten, entlief natürlich keiner. Immerhin zogen sie aber mit sehr langen Gesichtern und sehr schweigsam auf dem schmalen Pfad hinter uns her, der durch dunkle Urwaldwände führte, ohne bis zum Raſtplatze durch ein einziges Dorf unterbrochen zu werden. Sie hatten Angst. Sie waren es vom Jaunde-Bezirk her gewohnt, von einem Dorf ins andere zu kommen, und ihre Kameraden in Abongmbang hatten ihnen Mordgeschichten erzählt.

Auch uns hatten andere Weiße, die nie in Lomie gewesen waren, die üblichen Mordgeschichten erzählt. Wir waren daher recht angenehm überrascht, einen durchaus reitbaren Weg und auf der ganzen Strecke recht gute Unterkunftshäuser zu finden. Auch die Verpflegung unterwegs war nicht so schlecht, als wir befürchtet hatten.

Die freudigste Überraschung erlebten wir jedoch, als wir am fünften Tage aus den Urwaldmauern heraustraten und die Station Lomie, von weiten blühenden Farmen umgeben, im hellen Sonnenscheine vor uns liegen sahen. Ein sanft hügeliges Gelände, in weitem Umkreise von hohen Wäldern begrenzt. Auf einer Anhöhe die kleine, einfache Feste. Vier Mauern mit Schießscharten aus Backsteinen und ein Eckturm. Hart an der Mauer, aber außerhalb, das Haus des Bezirksamtmannes. Auf einem anderen Hügel das Gerichtsgebäude

mit der Wohnung des Bezirksrichters. In beträchtlichen Abständen voneinander, möglichst jedes auf einer Anhöhe für sich, die Häuser der Beamten.

„Wo ist das Doktorhaus?" war natürlich die erste Frage, die wir an die begleitenden Soldaten richteten.

Da wiesen sie auf ein mächtiges Buschhaus, das mit seiner langgestreckten Form und dem Giebeldach einem westfälischen Hof glich und das inmitten eines großen Gartengrundstückes weit abseits von jeder anderen Wohnung hart am östlichen Waldesrand lag.

Zwischen dem Haus und der Festung lagen in größerem Abstande noch die Hospitalgebäude.

Wir freuten uns. Das hatten wir in unseren kühnsten Träumen nicht zu finden erwartet. Glückliches Lomie mit seiner Dezentralisation! Wer die Wohnhäuser von Lomie anlegte, der hat die Wahrheit des Sprichwortes erfaßt: „Es ist gut, daß der Mensch in den Tropen allein sei!"

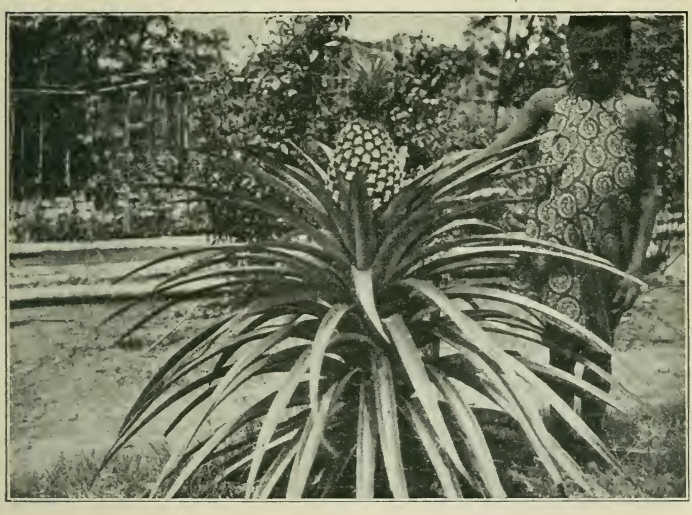
Durch einige Kassada-, Mais- und Süßkartoffelfarmen, an einer Wiese mit wenigen friedlich weidenden Rindern und Schafen vorbei, ritten wir zum Exerzierplatz vor der Festung hinauf, wo die schwarzweißrote Flagge von einer langen Stange lustig in der frischen Brise flatterte.

Von dem Kollegen meines Mannes und den anderen Beamten wurde ich gleich mit dem Ausruf begrüßt: „Gott sei Dank, die erste weiße Frau, die man seit anderthalb Jahren mal wieder zu sehen kriegt!"

Ich war nämlich die erste weiße Frau, die Lomie betrat, und schon unterwegs hatte ich bei den wenigen Eingeborenen, denen wir begegneten, Sensation erregt.

Der Empfang seitens der Europäer von Lomie war hervorragend kameradschaftlich. Jeder hatte irgend etwas beigesteuert, um uns unser vorläufiges Quartier, vor dem Abmarsch des anderen Arztes, gemütlich zu machen. Es war

Das Doktorhaus in Lomie. (Zu Seite 92.)



„Lomie's Stolz." Edel-Ananas 6 kg schwer. (Zu Seite 92.)

Veranda des Doktorhauses in Lomie. (Zu Seite 93.)

Mein Arbeitszimmer im Doktorhaus in Lomie. (Zu Seite 93.)

wirklich noch wie im guten, alten Afrika von anno dazumal, und ich wurde ganz gerührt. Jedenfalls haben wir uns von der ersten Stunde an in Lomie wohlgefühlt, und wenn es auf uns ankäme, so säßen wir noch manches Jahr hier, ohne an eine Urlaubsreise zu denken!

Bald konnten wir in das Arzthaus übersiedeln und es uns gemütlich machen. Dank der Liebenswürdigkeit des Bezirksamtmannes erhielten wir aus der Tischlerei in ganz kurzer Zeit noch allerhand Möbel, um die Einrichtung eines Junggesellen in eine Einrichtung für zwei zu verwandeln. Es dauerte gar nicht lange, da war der „westfälische Bauernhof" mit seiner riesigen Veranda und seinen vier Stuben ein so behagliches Heim, wie wir es in Kamerun noch nicht gehabt hatten. Große Wirtschaftsräume und Dienerstuben in einem anderen kleineren Buschhaus, Pferdestall und Leuteküche, alles war da. Es ist ein Jammer, daß das schöne Haus höchstens noch 1½ Jahre halten kann. Dann werden wir wohl ein massives Europäerhaus bekommen, und mir graut heute schon vor dem engen Kasten, den man uns bei dem Mangel an Baugeldern an Stelle unseres lieben, alten Bauernhofes hinsetzen wird!

Nachdem wir Gemüsegarten und Hühnerzucht angefangen und alles der Obhut unseres erprobten Bakwiri-Dieners „Jochen Botterbrod" anvertraut hatten, traten wir mit unseren übrigen Leuten, meines Mannes Hilfspersonal und einigen Soldaten die Impf- und Schlafkrankheitserforschungsreise nach dem neuen Gebiet an. Sieben Tage, von der Station Lomie bis zum Posten Eta, marschierten wir noch durch altes Gebiet, das bis vor kurzem der Hauptgummidistrikt gewesen war. Wir kamen denn auch an recht vielen Faktoreien vorüber. Im übrigen aber machte die Gegend einen traurigen Eindruck. Wo waren die blühenden Dörfer und Eingeborenenfarmen Jaundes? Wo die fröhlichen

schwarzen Leute, die den „Governor" mit Tanz und Spiel empfangen? In den wenigen kleinen Dörfern fanden wir nur spärlich Einwohner vor; zumeist nur zwei bis acht Männer und etwas mehr Weiber und Kinder. Sie empfingen uns schweigend und mißtrauisch.

Die wenigen schlecht bestellten Farmen wiesen nur geringe Verpflegung auf. Dafür wimmelte es auf dem Wege und in den Dörfern aber von schwarzen Händlern, alle damit beschäftigt, bei den Eingeborenen Schulden einzutreiben. In einigen Dörfern sahen wir mehr Händler als Einwohner.

Es würde über den Rahmen dieser einfachen Reisebeschreibung hinausgehen, wenn ich mich an dieser Stelle näher über Vor- und Nachteile des Freihandels auslassen würde. Jedenfalls habe ich den Eindruck gewonnen, daß bei dem bisher üblichen System des Handels der Gummireichtum dem Land und dem Volk von Lomie zum Fluch geworden ist.

Bedauerlicherweise war es bis vor wenigen Jahren gestattet, Kredit an die Eingeborenen zu geben.

Dies hatte eine völlige Korruption der Njems zur Folge. Ein großes Kind, das der Neger nun einmal ist, nahm er vom Händler jede Ware, die ihm gefiel und die jener ihm bereitwillig auf Pump überließ. So war in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung bei den Faktoreien tief verschuldet. Es kam vor, daß kaum dem Kindesalter entwachsene Burschen über 100 Mark Schulden hatten. Häuptlinge standen noch mit ganz anderen Summen im Hauptbuch der Firmen. Die Schuldner gerieten daher in ein trauriges Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Gläubigern. Nun sollten sie zahlen; der Händler drängte. Die allein gangbare Münze für den Njem war der Gummi, den die heimischen Wälder ihm ja überreichlich lieferten. Der Njem ist von Natur faul. Das Gummischneiden war ihm daher eine sehr unliebsame Arbeit, vor allem unter dem fortwährenden Druck und Drängen des

schwarzen Händlers, der sich in seinem Dorf festsetzte, von seinen Farmen und seinem Geflügel lebte und wie ein Parasit auf Kosten der Schuldner wuchs und gedieh. Die erste Freude an den gekauften Waren war schon längst verrauscht. Als er diese längst vergangenen Freuden bezahlen sollte, wurde der Njem nach echter Negerart natürlich mißmutig. Einige schnitten nun wirklich eifrig Gummi, um endlich wieder Ruhe zu haben in ihren Dörfern. Sie arbeiteten daher fast ständig im Busch. Inzwischen verfielen die Hütten, die Farmen verwilderten, — der Njem hatte für nichts mehr Interesse; denn wollte er sein Haus bauen, so jagte ihn der Gläubiger in den Busch, um Gummi zu schneiden. Wollte er seine Farm bestellen, so raubte ihm der Händler die besten Früchte daraus.

Da warfen viele Männer die Flinte ins Korn. Des ewigen Drängens müde, wanderten einige in das nahe französische Gebiet aus. Andere legten weit abseits von ihren bisherigen Dörfern kleine versteckte Buschhäuser und Farmen an, die nur auf Schleichwegen zu erreichen waren.

Der Reisende aber, der durch die Gummidistrikte zog, hatte den Eindruck, durch eine Einöde zu marschieren.

Seit einigen Jahren ist das Kreditgeben nun verboten. Immerhin konnte aber nicht verboten werden, die alten Schulden einzutreiben. Heute sind diese Schulden noch nicht völlig bezahlt, und die Gesamtsumme soll sich bis vor kurzem noch auf Hunderttausende belaufen haben.

Immerhin sieht es heute aber schon wieder etwas ruhiger im Lande aus, als bei unserem Marsch nach Eta, den wir im Juli 1913 antraten.

Die Kautschuk-Krise hat für das Innere Süd-Kameruns entschieden auch ihre guten Seiten.

Unter dem Einflusse des Bezirksamtes haben die Njems jetzt fast alle gute, neue Häuser an Stelle ihrer verfallenen Dörfer gebaut. Ganz allmählich legen sie auch wieder Farmen

in der Nähe der Karawanenstraße an. Langsam und immer noch mißtrauisch, verlassen die Leute ihre versteckten Buschdörfer und siedeln sich wieder in den alten Wohnplätzen an.

Wenn ich heute, im Februar 1914, durch die umliegenden Dörfer reite, so sehe ich bedeutend mehr Leute, die mir zutraulicher entgegenkommen, als bei meiner Ankunft in Lomie im Juni 1913. Ich bin der festen Überzeugung, daß ein paar ruhige Jahre in Lomieland Wunder wirken werden.

Und wenn erst einmal geordnete Verhältnisse im Verkehr zwischen Kaufleuten und Eingeborenen geschaffen sein werden, wenn mehr Wert auf Qualität als auf Quantität des Gummis gelegt, vielleicht andere Werte entdeckt und dem Händlerunwesen gesteuert werden wird, dann wird der Handel in Süd-Kamerun vielleicht noch einmal einen gewaltigeren Aufschwung nehmen und auf soliderer Basis ruhen, als es bisher der Fall war.

Landschaftlich bot der Weg von Lomie nach Eta wenig Abwechslung. Ein schmaler Pfad, der immer durch gleichartigen, dichten Busch führt, nur von dem Dschastrom und verschiedenen kleineren Wasserläufen unterbrochen. Immerhin konnten wir die Strecke aber fast durchweg im Sattel zurücklegen. Die wenigen Njems, die wir zu sehen bekamen, zeichneten sich nicht gerade durch Schönheit aus. Jedenfalls sind die Jaundes ihnen in jeder Beziehung überlegen. Selbst der schwere Messingschmuck um Hals, Arme und Beine und eine hohe, wulstige Frisur konnten bei der Njemfrau die Grazie, den schlanken Wuchs und den feinen Gesichtsschnitt der Jaundefrau nicht ersetzen. Viel Leute aber haben wir, wie gesagt, auf dieser Strecke nicht zu sehen bekommen. Die meisten rannten voller Schrecken in den Busch, als sie einen Weißen kommen sahen, in der sehr richtigen Annahme, daß der Weiße sicher etwas von ihnen wolle.

Dabei fällt mir eine sehr treffende Bemerkung ein, die

Der Waldweg von Lomie nach Eta. (Zu Seite 96.)

Der alte Njem-Häuptling von Eta mit seinem Hauptweib. (Zu Seite 97.)

Posten Eta an der Grenze von Neu-Kamerun. (Zu Seite 97.)

Leopardenfalle im Dorf Allat. (Zu Seite 106.)

ein Jaunde-Häuptling einmal mir gegenüber machte. Ich hatte auf einer kleinen Privatreise in seinem Dorf Quartier gemacht und war ganz außerordentlich gut von ihm empfangen worden. Abends hielt ich ein Schwätzchen mit ihm vor meiner Tür. „Warum kannst du mich eigentlich so gut leiden, Kukuma?" fragte ich ihn in dem üblichen Kauderwelsch. „Du kennst mich doch noch gar nicht lange!"

„Ja, Missis," sagte er, „sieh mal, du bist der einzige Mensch, der in mein Dorf kommt und nichts will. Die Massa Governors (Beamten) wollen Steuergeld oder Arbeiter oder daß ich Brücken bauen und Wege reinigen soll. Die Factory-Massas (Kaufleute) wollen, daß ich ihre Waren kaufe und ihnen Gummi und Elfenbein liefere. Der Missionar sagt, ich soll in die Kirche gehen und meine Jungens in die Schule schicken und meine Weiber nicht prügeln. Dein Mann, Missis, der will uns schneiden (impfen). Aber du, du kommst zu uns und willst gar nichts als das bißchen Chop (Essen), das wir dir gerne geben und das du gut bezahlst. Und du sitzt da und lachst mit uns, wenn wir Play (Tanz) machen. Bist du denn nicht besser für den schwarzen Mann, als die anderen? Sollen wir dich nicht gern haben?!"

Der Mann hat von seinem Standpunkt aus ganz recht.

Am 16. Juli 1913 kamen wir auf dem Posten Eta an und wurden von dem Postenführer R., der später bei der Durchquerung des neuen Gebietes unser Reisekamerad werden sollte, ganz famos aufgenommen. Der Posten Eta hat mir wirklich sehr imponiert und legt wieder einmal Zeugnis für die Arbeitsfreude, den Pflichteifer und vor allem die Fähigkeit unserer Beamten ab.

Ende 1912 war er, inmitten des rohen Waldlandes, überhaupt erst angelegt worden. Im Juli 1913 bot er das Bild einer gut angelegten kleinen Station inmitten recht

ausgedehnter Farmen, obgleich der Boden erst Schritt für Schritt unberührtem Urwald hatte abgerungen werden müssen.

Eta liegt von allen Seiten frei auf einem langgestreckten Hügel. Die sehr gut gebauten, zum Teil mit Lehmmauern versehenen Buschhäuser stehen im Quadrat um den geräumigen, sauberen Exerzierplatz, auf dem sich die übliche Stange mit unserer Flagge erhebt. Vor den Häusern sind sogar kleine Anlagen. Die Europäerwohnungen, Kaserne, Lazarett und das Unterkunftshaus für Durchreisende fand ich, den Verhältnissen entsprechend, einfach tadellos. Letzteres hatte zwei große Zimmer und eine ebensolche Veranda. Im Nebengebäude war eine Küche mit einem sehr guten, genial aus Lehm und alten Gewehrläufen gebauten Herd und reichlicher Raum für die Dienerschaft.

Es ist fabelhaft, was sich bei einiger Sachkenntnis alles aus dem einfachen Eingeborenenmaterial, wie der Wald es liefert, herstellen läßt. All diese Anlagen haben eben nur den Nachteil, daß sie nicht von langer Dauer sein können.

Am Fuße des Hügels liegt das Eingeborenendorf Eta, wo die Leute damals schon mit dem Bau neuer Häuser beschäftigt waren, die recht schön zu werden versprechen.

Die bisher einzige Europäer-Faktorei befindet sich auf einem dem Posten gegenüberliegenden Hügel.

Durch seine freie und hohe Lage ist Eta recht gesund. Es weht fast ständig eine frische Brise. Die Nächte waren direkt kalt. Moskitos und Glossinen kommen innerhalb der Station kaum vor, und die Europäer sahen durchweg recht frisch und wohl aus.

Eta hat aber unter einer anderen Plage zu leiden, — nämlich unter den Gorillas. Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, aufzuschneiden, aber, so unglaublich es klingt, der Gorilla, dieser „harmlose" Menschenaffe, den man durch besondere Jagdgesetze vor der Ausrottung schützen zu müssen

glaubte, ist in der Umgegend von Eta zu einer rechten Plage geworden.

Nicht weiter als 150 Meter von den Europäerhäusern entfernt, befindet sich die Quelle, die den Posten mit Wasser versorgt. Diese Stelle ist ein beliebter Tummelplatz der Affen. Diener und Weiber, die Wasser holen wollten, wurden von diesen gemeingefährlichen Tieren mehrfach überfallen. Die Affen verfolgten ihre Opfer mit größter Dreistigkeit bis dicht an den Posten. So sah sich der Postenführer verschiedentlich veranlaßt, einige Gorillas von Amts wegen abschießen zu lassen, da die Sicherheit der nächsten Umgebung der Häuser gefährdet war.

Die Annahme, daß der Gorilla nicht ungereizt angreift, ist vollkommen irrig. Mehr als einmal brach ein Gorilla in der Nähe von Eta in eine friedlich marschierende Trägerkolonne ein und verletzte mehrere Leute schwer. Wir selbst sollten später im neuen Gebiet noch ein kaum glaubliches Gorilla-Abenteuer erleben.

Jedenfalls ist der Gorilla bei den Eingeborenen wie auch bei den meisten Europäern mehr gefürchtet als der Leopard. Als ein „harmloses Tier" kann man diesen überlebensgroßen, starken und tapferen „Buschmenschen" also eigentlich wirklich nicht bezeichnen.

Nach kurzem Aufenthalt auf der gastlichen Station setzten wir unseren Marsch fort und passierten während des ersten Tages die alte französische Grenze, befanden uns also nun endlich in dem vielumstrittenen Neu-Kamerun.

Der erste Rastplatz war das Njemdorf Matubo im neuen Gebiet.

Die alte Grenze trennte früher den Stamm der Njem in zwei Teile, von denen der eine unter deutscher, der andere unter französischer Herrschaft stand. Ein langer Streifen Landes an der Südgrenze des alten Lomie-Bezirkes, der

ungefähr eine Breite von 50 Kilometer haben mag, wird daher noch von Njems bewohnt. Erst weiter südlich schließt das Gebiet der kriegerischen Mabesa-, Mbela- und Eba-Stämme an, die vielfach fälschlicherweise als Bakulis bezeichnet werden. Dieser von den Njems bewohnte Landstreifen gehört heute zum Bezirk Lomie und ist dem Postenbereich Eta direkt unterstellt.

Wir hatten es vorläufig also noch mit demselben Eingeborenenstamm zu tun, durch dessen Gebiet wir auch in Alt-Kamerun marschiert waren.

Aber welcher Unterschied zwischen den deutschen und ehemals französischen Stammesbrüdern! Es war, als seien wir in ein ganz anderes Land unter ein ganz anderes Volk gekommen.

Mehrere Stunden vor dem Dorf kamen uns der Häuptling von Matubo und der Häuptling eines Nachbardorfes mit großem Gefolge entgegen. Mit Musik und Tanz wurden wir eingeholt. Eine fröhliche Menge von Männern, Weibern und Kindern umhüpfte uns in den tollsten Sprüngen. Die Häuptlinge, von denen der eine im schwarzen Gehrock und Zylinder, der andere in französischer Infanterie-Uniform steckten, begrüßten uns äußerst höflich und konnten mich und mein Maultier gar nicht genug bewundern. Sie hatten noch nie eine weiße Frau und noch nie ein Maultier gesehen. Mich fanden sie ja auch „janga", d. h. „sehr schön"; das Maultier imponierte ihnen aber bedeutend mehr. Namentlich als es in dem ungewohnten Gedränge auskeilte und seine melodische Stimme ertönen ließ.

Im Dorf hatten die Leute eine Unmenge Proviant zusammengeschleppt. Es schien ihnen gar nicht darauf anzukommen. Unsere Soldaten, Diener und Träger strahlten, als sie die dicken, gelben, reifen Plantenbündel sahen. In Alt-Lomie hatte es bisher nur spärliche Kassada und hie und da

einmal schlechte, grüne Planten gegeben. Wir Weißen erhielten reichlich Eier und Geflügel.

Alle Einwohner, die im Häuptlingsbuch verzeichnet standen, hatten sich vollzählig eingefunden. Keiner war in den Busch gerannt. Sie ließen sich das Impfen zwar nicht gern, aber doch willig gefallen, nachdem wir ihnen den Zweck der Maßregel ausführlich erklärt und ihnen unsere eigenen Impfnarben gezeigt hatten. Bei Spiel und Tanz war der kleine Schreck dann bald vergessen.

Diesmal hatten wir unsere Zelte aufschlagen müssen, denn von den zahlreichen Hütten genügte keine einzige unseren doch wirklich nicht hohen Ansprüchen. Matubo war ein echt französisches Dorf. Alle Häuser krumm, schief und eng und zum Teil mit Stangen gestützt, eben vor dem Zusammenbruch. An beiden Enden des Ortes ein mit starken Palisaden, in die Schießscharten gebohrt waren, befestigtes Beratungshaus, von wo aus der Karawanenweg gut zu beschießen war. Ringsherum Planten- und Kassadafarmen. Dann undurchdringlicher, zum Teil schon sumpfiger Busch.

Das „System" der französischen Verwaltung scheint darin bestanden zu haben, Steuern einzuziehen und die Eingeborenen im übrigen in Ruhe zu lassen. Der Neger befand sich unter diesem Regime entschieden nicht schlecht. Immerhin aber wird auf diese Weise keine Kolonie entwickelt. Frankreich hat uns denn auch, wenigstens in den Teilen des neuen Gebietes, die ich zu sehen bekommen habe, völliges Rohland übergeben. Es bleibt der deutschen Verwaltung daher eine Fülle von Arbeit; doch ist das auf alle Fälle besser, als wenn wir ein ausgesogenes Land mit verdorbener Bevölkerung bekommen hätten.

Verdorben waren die Njems von Neu-Kamerun zu unserer Zeit wirklich noch nicht. Bis vor kurzem war die Grenze noch gesperrt gewesen, es waren daher vor unserer

Reise noch keine deutschen Kaufleute und schwarzen Händler hinübergekommen. Auf französischer Seite war das Kreditgeben an Eingeborene schon lange untersagt gewesen. Zudem beherrschten nur wenige große Gesellschaften die Gummidistrikte, unter denen die Eingeborenen zwar nicht gerade gut bezahlt wurden, aber in Ruhe in ihren Dörfern sitzen und ihre Farmen bestellen konnten, ohne von schwarzen Händlern belästigt zu werden. Es zogen damals zwar schon eine Menge Händlerkarawanen vor und hinter uns her, doch war dieses Gebiet noch zu reich und unverdorben, als daß die Eingeborenen den Schaden an ihrem Eigentum schon hätten empfinden können. Der Njem ist im allgemeinen auch ein feiger und gutmütiger Geselle, der sich manches gefallen läßt, ehe seine Geduld reißt. Dann aber wird er vollkommen mürrisch und mißtrauisch, zieht sich in den Urwald zurück und will mit dem Weißen und seiner Kultur nichts mehr zu tun haben. Zum Kampf aber stellt er sich selten. Seine Feigheit ist auch sein Unglück geworden. Kein Händler, kein Europäer fürchtet sich vor ihm, und so ist sein Gebiet immer das erste, in das sich der Handel stürzt. Anders die Mabesa, Mbela und Eba. Dort hat sich vor und nach uns noch kein größerer Handel hinübergewagt, und geht wirklich einmal ein beherzter Händler in die nächstgelegenen Mabesa-Dörfer, so benimmt er sich dort sehr anständig und bescheiden. Denn diese stämmigen, großen Buschleute sind denn doch andere Kerls, als die Njems!

Es entzieht sich meiner Beurteilung, was für die Entwicklung der Kolonie Kamerun vorteilhafter ist: wenige große Konzessions-Gesellschaften, oder der Freihandel. Selbstverständlich kommt auch das Interesse des Deutschen Reiches und der Kolonie in erster Linie in Betracht. Auch möchte ich hier in keiner Weise der Humanitätsduselei das Wort reden.

Jedenfalls befindet sich der Eingeborene aber unter

einer großen Gesellschaft wohler, als wenn viele kleine Firmen mit unzähligen schwarzen Händlern sein Land überschwemmen.

Der weiße Kaufmann, selbst wenn er persönlich der humanste Mensch ist und den besten Willen hat, kann unmöglich jeden seiner schwarzen Händler ständig überwachen. Diese Leute stammen zumeist von der Duala- und Batanga-Küste, manche auch aus Jaunde. Im allgemeinen blicken sie auf eine bewegte Vergangenheit zurück. Sie sind mit allen Hunden gehetzt und bilden den unangenehmsten Typus des „Hosen-Niggers". Nicht nur den unwissenden Buschmohren, sondern auch ihren weißen Herrn wissen sie mit Grazie zu betrügen. Wehe dem armen Buschvolk, auf das sie losgelassen werden! Bekanntlich geht keiner rücksichtsloser mit dem Neger um, als der Neger!

Wir aber waren vorläufig in ein Land gekommen, „da Milch und Honig fließt". Wenigstens fand ich diesen Teil von Neu-Kamerun denn doch ganz anders, als ich nach all den pessimistischen Zeitungsnotizen vermutet hatte.

Die Sümpfe waren vorläufig noch nicht schlimmer als in dem angrenzenden Teile von Alt-Kamerun und dafür der Weg erheblich besser. Durch sumpfiges Gelände führten uns vorzügliche Dämme aus Knüppeln und gestampftem Lehm, auf denen es sich sehr gut reiten ließ. Flüsse waren durch lange, hölzerne Pfahlbrücken ganz ausgezeichnet überbrückt.

Diesen guten Weg haben wir aber auch keineswegs der französischen Verwaltung zu verdanken. Erst unter deutscher Verwaltung wurde er seitens des Postens Eta ausgebaut.

Postenführer R., der ein sehr glückliches Talent hat, Eingeborene richtig zu nehmen, hat in seinen Njems im allgemeinen ganz gute, willige Arbeiter in kurzer Zeit herangezogen.

Die Jagd war brillant. Auf dem Marsche zu dem ehemaligen französischen Posten Suanke konnten wir einen feisten

Büffelbullen erlegen. Ihm folgten später noch ein paar Büffel, Schweine, Antilopen, Enten und allerhand Raubzeug.

Es war um die Küche so gut bestellt, wie noch nie zuvor auf einer Reise. Nie hatten wir diese Abwechslung an Wildarten gehabt.

Ich schrieb denn auch von jedem Rastplatz ganz begeisterte Briefe aus dem so unschuldig verleumdeten neuen Gebiet nach Hause.

Von Schlafkrankheit sahen wir im Njem-Gebiet nicht das geringste. Glossinen waren zwar fast überall vorhanden, doch schienen sie nicht infiziert zu sein. Bei einiger Vorsicht seitens der Behörde wird sich die Einschleppung der Seuche sicher verhindern lassen, und dieser Teil des neuen Gebietes mit seiner zahlreichen gesunden Bevölkerung kommt später einmal als wertvolles Arbeiter-Reservat in Frage.

Was von dem Posten Suanke noch übrig war, war recht ärmlich. Wie ein französischer Hauptmann wohnt, so wird ein deutscher Unteroffizier kaum wohnen. Die Wohnung des französischen Unteroffiziers hätte ich als Hühnerstall benutzt. Von Verpflegungsfarmen ringsum keine Spur. Nur eine kleine Anlage von Popeien, Ananas und Tomaten erinnerte daran, daß hier einmal Europäer gewohnt hatten.

Auch in der ganzen Anordnung der Wohnhäuser, der Senegalesen-Quartiere und des Exerzierplatzes so gar kein System, so gar keine Ordnung.

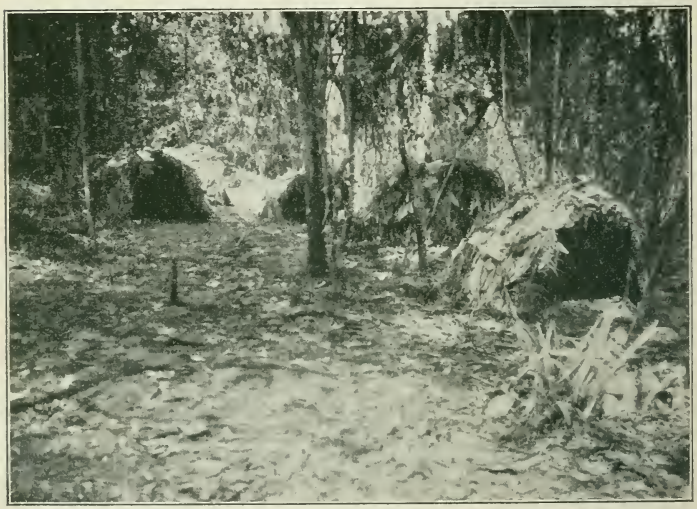
Von dem, was die Franzosen uns bei ihrem Abmarsch hinterlassen haben, können wir gar nichts mehr brauchen. Die Leute müssen wie Eingeborene gehaust haben.

Ganz in der Nähe des Postens lag die Faktorei der französischen Ngoko-Sanga-Gesellschaft, deren Leiter uns sehr liebenswürdig empfing. Er klagte sehr über die deutschen Händler, die seit einiger Zeit die Umgegend unsicher machten. Doch da die Ngoko-Sanga-Gesellschaft natürlich nicht gut

Knüppeldamm über Sumpfland beim Posten Eta.
(Zu Seite 103.)

Mabesa-Schönheit aus Eläng. (Zu Seite 115.)

Bumanjok-Zwerge. (Zu Seite 110.)



Laubhütten der Bumanjok-Zwerge im Urwald. (Zu Seite 110.)

auf die deutsche Konkurrenz zu sprechen ist, mußten wir immer bedenken, daß der Herr auch etwas „pro domo“ sprach.

Sehr interessant war es uns, was er von der Zeit vor der Übergabe erzählte.

Der französische Hauptmann scheint demnach vor seinem Abmarsch der Bevölkerung weidlich Furcht vor der neuen Regierung gemacht zu haben. Die Eingeborenen kamen kurz nachher in hellen Haufen vor die Ngoko-Sanga-Faktorei und schrieen unaufhörlich: „Vive la France!“

Monsieur S. trat daher auf seine Veranda heraus und fragte, was sie wollten.

Da hörte er denn, daß sie alle aus Angst vor den „grausamen“ Deutschen ins französische Gebiet auswandern wollten. Er beruhigte sie, indem er ihnen vorhielt, daß er doch auch hier bliebe und sich nicht vor den Deutschen fürchte. Das habe ihnen auch eingeleuchtet, und seitdem sei nicht mehr die Rede vom Auswandern gewesen.

Jedenfalls waren die Einwohner vor Suanke bei unserer Ankunft schon ganz beruhigt, brachten überreichlich guten Proviant und veranstalteten zu unseren Ehren ein großes „Play“.

Unser Nachtquartier in dem verfallenen Posten war etwas ungemütlich, da ein Leopard umherstreifte, der es auf die Pferde abgesehen hatte. Leider wurden wir des kecken Burschen in der sehr dunklen Nacht nicht habhaft.

In dieser Gegend herrscht überhaupt eine ziemliche Leopardenplage.

Dem Monsieur S. wurde sein Hund von der Veranda heruntergestohlen, während er im Zimmer bei offener Tür saß. Einem armen Trägerweib wurde ihr kleines Kind, das beim Lagerfeuer an ihrer Brust schlief, vom Leoparden aus ihren Armen gerissen.

Wir bekamen ein anderes Weib zu sehen, dem ein Leo-

pard die halbe Kopfhaut heruntergeschält hatte. Die Wunde wollte nicht heilen und gewährte einen grauenhaften Anblick.

Bei Tage der Gorilla; bei Nacht der Leopard, — für den Schwarzen eine recht gefährliche Gegend! Für den gut bewaffneten Europäer, der nachts im dichtschließenden Zelt oder fest verrammelten Haus schläft, hat das aber wenig zu sagen. All die aufregenden Jagdgeschichten, die der gutgläubige Deutsche zu Hause atemlos liest, sind zumeist nichts als haarsträubendes Jägerlatein.

Wir fanden in verschiedenen Dörfern sehr geschickt gebaute Raubtierfallen. Besonders genial war die Falle im Dorf Allat. Ein schmaler Käfig aus starken Baumstämmen, in dessen Hintergrund, durch ein Gitter geschützt, sich ein Lamm als Köder befindet. Um zu dem Lamm zu gelangen, mußte der Leopard eine Liane berühren, die mit dem Hebel an einem dicken und schweren Holzklotze in Verbindung stand. Dann fiel der Klotz hinab und versperrte den Eingang des Käfigs. Der Leopard war gefangen und wurde von außen her von den Eingeborenen in aller Gemächlichkeit gespeert. —

Von Suanke marschierten wir in westlicher Richtung durch alle zum Postenbereich Eta gehörigen Ortschaften bis Maka, wo die Bezirksgrenze ist. Hier stoßen der Bezirk Lomie und der Bezirk Akoafim zusammen.

Der Weg war tadellos, so daß wir die ganze Strecke im Sattel zurücklegen konnten. Fast überall waren die Sumpfstrecken in geschicktester Weise von Dämmen überbrückt.

Es war ein bequemes Marschieren. Wegen des Impfens der zahlreichen Bevölkerung kamen wir nur langsam vorwärts, hatten also keinerlei Anstrengung. Die Verpflegung war gut und so überreichlich, daß alle unsere Leute dick und fett wurden und es allerhand Magenverstimmungen gab.

Verschiedene Dörfer waren schon im Neubau begriffen. Hinter den kläglichen Hütten aus französischer Zeit erhoben

sich die Gerüste zu den neuen, geräumigen Häusern. Verschiedene Häuptlingswohnungen und Unterkunftshäuser für Europäer waren schon fertig und ganz vorzüglich gebaut.

Wir wurden seitens der Eingeborenen überall sehr freundlich empfangen: überall gab es Tanz und Spiel. Man mußte wirklich den günstigsten Eindruck von diesem Teile Neu-Kameruns bekommen. Mir fiel besonders das wohlerzogene Benehmen der Häuptlinge auf.

Als wir in dem großen Dorf des Häuptlings Assumankum von Biduma in Quartier lagen, erschien derselbe mehrmals bei uns, um sich nach unseren Wünschen zu erkundigen. Abends, ehe wir schlafen gingen, kam er noch einmal und wünschte uns „gute Nacht".

Sobald wir in ein Dorf einmarschierten, flog die kleine schwarzweißrote Flagge, die jeder Häuptling von der Regierung erhält, an ihrer Stange hinauf und flatterte da oben, solange wir blieben.

In Biduma bekamen wir eine Probe von der Frechheit der Gorillas zu sehen. Während die ganze Einwohnerschaft auf dem Dorfplatz versammelt war und mein Mann impfte, erschien plötzlich ein riesiges Gorilla-Männchen unmittelbar zwischen den Häusern und machte Miene, sich auf die Weiber und Kinder zu stürzen, die kreischend flüchteten. Die ganze Ordnung, die mein Mann mit vieler Mühe in die Leute gebracht hatte, war dahin. Alles lief durcheinander. Die Männer suchten den Affen durch Gebrüll und Speerwürfe aus viel zu weiter Entfernung zu verscheuchen.

Wir Weißen hätten gern Jagd auf ihn gemacht, doch ist dies ja verboten, und er hatte uns nicht direkt angegriffen. Von dem Gebrüll stutzig gemacht, trollte sich das Tier schließlich in den Busch zurück.

Mein Mann hatte gerade die Ordnung notdürftig wiederhergestellt und wollte weiterimpfen, als der Gorilla zum

zweiten Male erschien. Er verschwand zwar schleunigst wieder. Sein Erscheinen hatte aber genügt, wiederum panischen Schrecken unter den Weibern und Kindern zu verbreiten. Alles lief wieder durcheinander: Geimpfte und Nichtgeimpfte; Gesunde und Zurückgestellte.

Wir hatten es nun satt, und da wir uns schließlich in berechtigter Notwehr befanden, der Häuptling uns zudem sagte, daß dieser alte Bursche schon lange die Umgegend unsicher machte, stellten wir uns hinter den Häusern am Rand des Waldes, aus dem er zu kommen pflegte, in Schützenlinie auf. Mein Mann, der Soldat Essomwondo, der Soldat Ngumba, ich und die Soldaten Ayssi und Ngumbere. Jeder in ein paar Metern Abstand vom anderen. Und wahrhaftig, wir hatten noch keine halbe Stunde gewartet, da kam er zum drittenmal. Auf einem langen, umgestürzten Baumstamm kam er hochaufgerichtet langsam heran. Ich konnte nur seinen Kopf und seine Schultern sehen, den übrigen Körper verbarg noch das Unterholz. Mein Mann hatte gesagt, wir sollten nicht in den Kopf schießen, um den schönen Schädel nicht zu verderben, den er präparieren wollte. Ich wollte ihn daher noch näher herankommen lassen, um einen sauberen Herzschuß anzubringen. Die anderen Schützen konnten ihn nicht sehen, denn er kam geradeswegs auf Ngumbere und mich zu. Da muß doch der Jagdeifer mit dem kleinen Ngumbere durchgehen, und er knallt los!

Der Affe zeichnete deutlich, verzerrte das Gesicht in grauenerregender Weise und stieß ein steinerweichendes Geheul aus. Leider nahm er uns aber nicht an, sondern wandte sich zur Flucht buschenwärts, indem er Lianen und Dickicht mit seinen riesigen Armen zur Seite schlug, als seien es Gräser. Er war im Augenblick verschwunden, und mein der Richtung des Geräusches nachgesandter Schuß verfehlte natürlich sein Ziel. Ich war sehr ärgerlich auf Ngumbere. Er hatte ihn an

der Schulter verwundet, und reichlich Schweiß und Haare waren am Anschuß. Die Soldaten machten sich sofort auf seine Fährte, kamen aber spät abends erfolglos zurück. Es ist sehr schade, daß wir den kapitalen alten Burschen nicht bekommen haben, und daran war nur der vorwitzige kleine Ngumbere schuld.

Diese Geschichte legt aber Zeugnis für die Dreistigkeit und Gefährlichkeit der großen Menschenaffen ab.

In dem Dorfe Groß-Anzombo sollten wir ein eigenartiges Volk zu sehen bekommen, nämlich die sogenannten „Bumanjoks", Zwerge, die tief im Busch versteckt in primitiven Hütten aus Zweigen und dürren Blättern hausen und als Jäger ein unstetes Nomadenleben führen. Auch im alten Lomie-Bezirk, gar nicht weit von der Station, gibt es diese Leute. Anscheinend stehen die verschiedenen Bumanjok-Sippen unter der Botmäßigkeit eines größeren Njem-Häuptlings, dem sie Jägerdienste leisten. Die Bumanjoks fliehen den Weißen, und seine Kultur und die Njems halten die ihnen untergebenen Zwerge auch zumeist ängstlich versteckt. Der Reisende wird auf den Karawanenwegen niemals einem Bumanjok begegnen.

Wir hatten erfahren, daß der Häuptling von Groß-Anzombo Zwerge besaß, und auf unsere Aufforderung zeigte er sie uns, wenn auch nur sehr ungern.

Da man schon viel erreicht hat, wenn man sie überhaupt zu sehen bekommt, nahm mein Mann bei ihnen vom Impfen Abstand und gab ihnen sogar einige Geschenke, damit sie Vertrauen gewinnen sollten. Mit allzu raschem Tempo kommt man nicht allzu weit in Afrika. Nichts ist gefährlicher, als zuviel auf einmal vom Neger verlangen zu wollen. Erst allmählich müssen mit dem erwachenden Vertrauen auch die größeren Anforderungen kommen. Hätte mein Mann die Leute geimpft, die diese Prozedur natürlich als Zauberei

betrachteten, so hätten sie unfehlbar ihre Buschmedizinen und Gegenmittelchen auf die Pocken gerieben, und wenn dann ein Bumanjok an Blutvergiftung gestorben wäre, dann hätte mein Mann in seinem Leben keinen Bumanjok mehr zu sehen bekommen.

Sie standen so schon mißtrauisch genug da, die kleinen dürren Kerlchen mit ihren häßlichen, kleinen Weibern und Kindern! Sie sind wirklich unglaublich häßlich und zeichnen sich durch krumme, schnabelähnliche Nasen aus, die ihnen das Aussehen von struppigen Raben oder Krähen geben.

Ich mußte immer wieder an das hübsche Bildchen von Hans Huckebein dem Unglücksraben von Wilhelm Busch denken, wenn ich den ältesten Bumanjok-Großpapa ansah. „Der Rabe, der mißtraut ihm sehr!" Das paßte auch auf den alten Herrn!

Besondere Stammeszeichen haben sie nicht. Sie scheinen die abgelegten Lumpen ihrer Njem-Herren zu tragen, was nicht viel ist. Nur wenige der Weiber waren mit einem Messingring um den Hals geschmückt. Ihre Haare waren kurz und kraus und nicht in wulstige Frisuren geordnet, wie bei den Njems. Es waren „Arme Leute". Als Jäger sollen sie sehr geschickt sein und mit ihren kleinen, vergifteten Speeren sogar dem Elefanten zu Leibe rücken. Sie klettern wie die Affen. Ich habe Bumanjoks die höchsten und dicksten Kapokbäume ersteigen sehen, um wilden Honig zu holen. In allem übrigen aber scheinen sie auf ganz primitiver Kulturstufe zu stehen.

Nachdem wir sie photographiert hatten, zogen sie, sehr vergnügt, daß es ihnen nicht ans Leben gegangen war, in den Busch zurück.

Von Maka aus kehrten wir um und marschierten auf derselben Straße wieder bis zu dem Dorf Allat zurück, wo wir Quartier machten und auf den Postenführer R. von

Eta warteten, der mit sechzehn weiteren Soldaten zu uns stoßen sollte. Jetzt sollte es nämlich ernst werden! Jetzt ging es von Allat direkt nach Süden aus dem friedlichen Njem-Gebiet heraus in die berüchtigten Sümpfe zu den kriegerischen Mabesas. Von Impfen war hier natürlich aus politischen Rücksichten keine Rede. Meines Mannes Aufgabe war es lediglich, das bisher unerforschte Gebiet von Allat über Kakabeune bis Madjingo auf Schlafkrankheit hin zu untersuchen. Postenführer R. hatte die Aufgabe, die anschließenden Mabesa-, Mbela- und einige Eba-Ortschaften unter deutsche Verwaltung zu nehmen.

Wir hatten also die Ehre, die ersten Deutschen zu sein, die in diesem Gebiet ihre Flagge hissen durften.

Die politische Lage war sehr brenzelig. Im Südosten hatte Hauptmann v. d. M. erst kürzlich lebhafte Kämpfe mit den Mabesas gehabt. Die Nachrichten von der Südgrenze aus Akoafim und dem Schutztruppenposten Ngarabinzam lauteten wenig günstig. In einigen Teilen von Jukaduma kamen damals schon Aufsässigkeiten vor. Ringsum sah es also zum mindesten unruhig aus, und von dem Gebiet, durch das wir jetzt marschieren wollten, wußten wir gar nichts, außer daß es von einem wilden, tapferen und stolzen Volk bewohnt wurde und zum größten Teil aus Sümpfen und überschwemmtem Urwald bestehen sollte. Daher hatten wir auch unsere beiden Expeditionen vereinigt und mehr Soldaten mitgenommen, als sonst in Friedenszeiten üblich ist. Unsere Kolonne war kriegsmäßig bewaffnet und ausgerüstet. Sehr klug war es von Postenführer R., daß er seine drei einflußreichsten Njem-Häuptlinge: Assumankum von Biduma, Obam von Allat und Semikan von Ngokam aufforderte, uns zu begleiten. Sie hatten von jeher in lebhaftem Verkehr mit den südlichen Nachbarn gestanden, kannten das Land und die Wege und waren der deutschen Regierung zweifellos ergeben.

Sie erklärten sich gerne bereit; eine solche Reise schien ihnen Spaß zu machen, konnten für die Friedfertigkeit der Mabesas aber auch keineswegs einstehen. So stießen denn diese drei Großen mit ihrem Gefolge auch noch zu uns. Unsere Truppe war überhaupt recht zahlreich. Wir hatten kräftige Träger aus dem neuen Gebiet. Hauptsächlich Untertanen der erwähnten drei Häuptlinge, und diese Leute hatten, nach alter, guter Sitte, nicht nur ihre Weiber, sondern vielfach auch ihre Kinder mitgenommen. Ein heilloser Unfug, noch von der französischen Zeit her! Aber wir konnten, wie gesagt, in diesem völlig neuen Land nicht in allzuraschem Tempo vorgehen, wenn wir nicht das Vertrauen zu der deutschen Regierung von vornherein erschüttern wollten. Da überall Überfluß an Lebensmitteln war, machte die Verpflegung des Trosses auch weiter keine Schwierigkeiten. Im übrigen hatte er sich hinter der Expedition zu halten und auf keinerlei besondere Rücksicht zu rechnen. Wir befanden uns nun eben in einem vollkommenen Urland mit urwüchsigen Zuständen, und der Maßstab aus Altkamerun ließ sich hier in keinem Fall mehr anlegen.

Während wir noch in Allat im Quartier lagen, schickten wir Boten nach den ersten Mabesa-Ortschaften Eläng, Esula und Pumba, die verkünden sollten, daß wir in friedlicher Absicht kämen. Die Mabesa-Häuptlinge sollten uns ungefähr bis zur Mitte zwischen ihrem und dem Njem-Gebiet in dem verlassenen Dorf Borbekom entgegenkommen und Verpflegung nach Borbekom schicken, da wir dort biwakieren wollten.

Dann marschierten wir los.

Da das Gelände von nun an für Reittiere nicht mehr passierbar war, hatten wir dieselben zurückgeschickt, und nun hieß es leider wieder mal zu Fuß laufen. Die Marschordnung war kriegsmäßig. Als Vorhut gingen die verbündeten Häuptlinge. Dann kamen fünf Soldaten mit ihrem langen Ge-

Bumanjok-Typen. (Zu Seite 110.)

Durchschreiten eines Sumpfes auf gefällten Baumstämmen. (Zu Seite 113.)

Mabesafrauen mit kunstvollen Frisuren. (Zu Seite 115.)

Begrüßungstanz der Mabesaweiber. (Zu Seite 119.)

freiten, die Karabiner schußbereit; denn es konnte sein, daß wir mit einem Freudenfest empfangen wurden, es konnte aber auch sein, daß plötzlich rechts und links die Buschgewehre der Mabesas aus sicherem Dickicht in unsere Kolonnen hineinknallten. Man weiß in einem Falle wie dem unseren in Afrika nie, woran man ist.

Hinter den Soldaten kamen wir drei Europäer, jeder von seinem Diener, der den Karabiner trug, gefolgt. Dann wieder Soldaten und hinter ihnen die Träger. Zwischen je fünf Trägern aber wieder ein Soldat. Zum Schluß kam der Troß, der für sich selber sorgen mußte, denn eingeladen hatten wir die Bande nicht, uns zu begleiten. Jedem von uns Weißen waren zwei Soldaten zugeteilt, die sich besonders in unserer Nähe halten mußten. Mir Ayssi und Ngumbere, zwei der kleinsten, aber schneidigsten.

Es war auf diesem ersten Marschtage streng verboten, zurückzubleiben oder seinen Platz zu wechseln.

Der Weg war nur ein ausgetretener Buschpfad, kaum so breit wie ein deutscher Pirschpfad, auf dem wir im Gänsemarsch hinter einander hergingen. Gleich hinter Allat wurde er sehr schlecht und führte durch große Sümpfe, in denen es keinerlei Dämme oder Brücken gab. Dichte Raffia-Palmen, hohe Blatt- und allerhand Schlingpflanzen wuchsen aus zähem, grauem Schlamme empor. Oft mußten wir bis zum Gürtel durch Morast waten; oft auf gefällten Bäumen mühsam über die tiefsten Stellen hinwegklettern.

Dies Vergnügen hätten wir stellenweise schon im Njem-Gebiet haben können, wenn die Straßen dort nicht so vorzüglich ausgebaut gewesen wären. Wenn nun auch weiter südlich das Mabesa-Land ganz ungeheure Sümpfe aufzuweisen hat, so läßt sich, meiner Meinung nach, in den weniger schlimmen Teilen durch geschickten Wegebau vieles verbessern. Die Gegend befindet sich eben noch durchaus im Urzustand.

Ehe daher nicht Versuche zur Verbesserung der Verkehrswege gemacht und fehlgeschlagen sind, möchte ich nicht ohne weiteres in das pessimistische Urteil so vieler Reisender über das sumpfige Neukamerun einstimmen. Jedenfalls war diese Gegend keine Wüste, sondern eine fruchtbare, unglaublich üppige Wildnis. Wer weiß, welche Werte der Urwald hier birgt? Wer hat das Land überhaupt je durchforscht? Jedenfalls täten wir Deutschen gut, nun nicht gleich über unseren neuen Besitz zu schelten und die Flinte ins Korn zu werfen, sondern erst einmal abzuwarten.

Vom ganzen Mabesa-Land gewann ich den Eindruck, daß Dörfer und Farmen auf Inseln festen Landes liegen, die rings von Sümpfen und überschwemmtem Urwaldgebiet umgeben sind. Diese Inseln aber scheinen ungeheuer fruchtbar zu sein, haben reiche blühende Ortschaften mit sehr ausgedehnten, gut bestellten Farmen und sind der Wohnsitz einer überaus zahlreichen, gesunden Bevölkerung. Wenn die Seuche nicht noch eingeschleppt wird, so kann man das Mabesa-Land als relativ frei von Schlafkrankheit bezeichnen.

Wer könnte also behaupten, daß dieser Teil von Neukamerun für uns wertlos ist? Selbst wenn der Wald gar keine Werte aufwiese, die Sümpfe sich als unüberwindlich zeigten, hätten wir hier immer noch ein gutes Arbeiter-Reservat, was gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Nach mehrstündigem Marsch kamen wir an einem verlassenen, kleinen Dorf vorüber, dessen Häuser fest verrammelt waren. Wir ließen es von den Soldaten durchsuchen, fanden aber keine Menschenseele.

Acht Stunden mußten wir durch Sumpf und Dickicht laufen, bevor wir das verfallene Dorf Borbekom erreichten. Wir spähten erwartungsvoll nach dem Dorfplatz, ehe wir aus dem Busch traten. Jetzt mußte es sich ja entscheiden, ob wir Krieg oder Frieden haben würden.

Die baufälligen Hütten lagen wie ausgestorben im Sonnenglast; nichts regte sich; kein Laut weit und breit und keine Spur von Menschen oder Proviant. „Das sieht wenig günstig aus," meinte R. kopfschüttelnd.

Da sprang der Häuptling Assumankum plötzlich wie ein Reh über die gefallenen Bäume der Lichtung hinweg, rannte durch das Dorf und verschwand im gegenüberliegenden Busch. Seine scharfen Augen hatten dort irgend etwas entdeckt.

Nicht lange, so kehrte er mit einer ganzen Menschenmenge aus dem Wald zurück.

Wir atmeten auf.

Da kamen die Häuptlinge und Unterhäuptlinge von Eläng, Esula und Pumba. Kräftige Gesellen von untersetztem Wuchs, mit trotzigen Gesichtern und stolzer Haltung. Sie trugen alle verschiedene französische Waffenröcke und hatten ihr dichtes Haar zum Teil in kleine, steif abstehende Zöpfchen gedreht, zum Teil zu einem einseitigen Wulst frisiert.

Hinter ihnen schleppten Weiber und Kinder eine Unmenge Proviant, Eier, Geflügel und eine Ziege. Die Weiber unterschieden sich körperlich kaum von den Njem-Frauen, trugen aber bedeutend reicheren Schmuck, schwere Messingringe und Spiralen um Hals, Oberarme und Waden, so daß sie kaum laufen konnten und klirrten wie gepanzerte Reiter. Dazu hatten sie noch viele Schnüre bunter Perlen und Kaurimuscheln, trugen an ihrem Halsring die unglaublichsten Sachen, wie Glöckchen, Patronenhülsen, Schlüssel, Knöpfe und Korkenzieher. Ihre Frisuren, hart und fest wie Holz und mit vielen Perlen verziert, waren zum Teil wahre Kunstwerke. Einige glichen in der Form den Dächern chinesischer Pagoden. Andere fielen wieder in vielen kleinen Zöpfchen, mit Perlen durchflochten, über Gesicht und Ohren, so daß ihre Trägerinnen fortwährend die Köpfe warfen, um sehen zu können; — ähnlich, wie es die Shetland-Ponys tun. Die

Weiber und Kinder legten den Proviant vor uns hin und zogen sich dann scheu in den Hintergrund zurück.

Die Männer empfingen uns ohne übertriebenen Jubel, aber mit einer gewissen freundlichen Würde, die nichts von Kriecherei hatte. In ihren Gesichtern stand zu lesen: „Wir erkennen euch als die Herren an, weil ihr stärker seid wie wir. Wir wollen keinen Krieg. Hütet euch aber, uns zu beleidigen! Dann werden wir mit euch kämpfen; egal, was später daraus entstehen mag!" Sie machten einen sehr guten Eindruck auf mich.

Es stellte sich heraus, daß auch sie uns nicht getraut hatten. Auch sie hatten erst am gegenüberliegenden Waldesrand gespäht, was wir wohl tun würden. So ganz war dem Frieden nicht zu trauen!

Es wäre auch sträflicher Leichtsinn gewesen, wenn wir nun gleich sorglos geworden wären.

Nach dem Abendappell wurden Wachtfeuer angemacht und Posten gestellt, die alle Stunde wechselten. Postenführer R. ließ es sich auch nicht nehmen, Ronde zu gehen. „Play" wurde nicht gestattet. Nach dem Zapfenstreich, der weithin durch den stillen Wald schallte, hatte Ruhe im Lager zu sein. Unsere Soldaten lagen am Feuer unter ihren Zeltbahnen und sahen mißtrauisch zu den Mabesas hinüber, die unter dem leidlich erhaltenen Palaverhaus lagerten und ebenfalls mißtrauisch den beruhigenden Reden unserer drei Verbündeten lauschten. Die Situation war noch keineswegs ganz geklärt. Ein kleines Mißverständnis, eine falsche Übersetzung des Dolmetschers konnte den Frieden über den Haufen werfen.

Es war daher vorläufig noch nicht sehr gemütlich. Da ich aber von den acht Stunden ungewohnten Laufens hundemüde war, schlief ich trotzdem bald fest ein, und weder der helle Schein der Feuer, noch das laute Rufen der Posten-

ablösungen konnten mich wecken. Sehr sauer wurde mir das Aufstehen, als die Reveille hell schmetterte am nächsten Morgen.

Die Nacht war ruhig verlaufen. Die Mabesas, die sich nun schon etwas an uns gewöhnt hatten, machten heute einen weniger mißtrauischen Eindruck. Nach einem zum Glück nur kurzen Marsch, der aber wieder durch tüchtige Sümpfe ging, kamen wir in dem Dorf Eläng an, dessen Palaverhäuser mit starken Baumstämmen verschanzt waren, deren Schießscharten den Weg und den Dorfplatz beherrschten. Die Mabesas besitzen alle noch aus französischer Zeit mehr oder weniger moderne Gewehre, mit denen sie sehr gut umzugehen verstehen, und haben neuerdings von den Franzosen auch reichlich Munition erhalten.

Heute aber wurden wir mit großen Ehren empfangen. Männer, Weiber und Kinder tanzten bei Trommelbegleitung ihre Nationaltänze vor uns her. Namentlich mir galt ihre besondere Aufmerksamkeit. Die weiße Frau galt hier hinten noch als Wundertier.

Unsere Njem-Häuptlinge sagten uns, es mache auf die Mabesas einen sehr guten Eindruck, daß ich dabei sei. Denn da es bei ihnen nicht Sitte sei, Weiber beim Haupttrupp mit sich zu führen, wenn's einen Kriegszug gälte, so verbürge ihnen meine Anwesenheit friedliche Absichten. Die Leute *wollten* ja keinen Krieg! Sie hatten sich lediglich zur Defensive eingerichtet, im Falle *wir* angreifen würden. Immerhin aber kann bei einer solchen Spannung irgendeine Kleinigkeit die Katastrophe herbeiführen.

Im Dorf war wieder mächtig viel Verpflegung aufgestapelt.

Abends gab es ein großartiges „Play". Postenführer R., der alte Afrikaner, traute dieser plötzlichen Liebenswürdigkeit aber nicht und hielt, während wir anscheinend alles

mitmachten, die Soldaten zum größten Teil unter Waffen. Zum Glück sollte sich diese Vorsicht als unnötig erweisen.

Die Mabesas hatten allmählich Vertrauen zu uns gefaßt, da wir ja alle drei Afrikaner waren und die Eingeborenen richtig zu nehmen verstanden. Die Leute fanden sich auf Aufforderung hin vollzählig ein und ließen sich willig von meinem Mann untersuchen und Blutpräparate machen. Der Häuptling erklärte, sich ohne Murren der deutschen Regierung unterwerfen zu wollen, erhielt das deutsche Häuptlingsbuch und die schwarzweißrote Häuptlingsflagge, die sogleich feierlich auf dem Dorfplatz gehißt wurde.

Nach Eläng wurden die Dörfer Esula und Pumba unter Verwaltung genommen. Überall kamen wir friedlich mit den Eingeborenen aus und wurden sehr gut aufgenommen.

Die Märsche waren ja allerdings fürchterlich. Kurz nach Verlassen eines Dorfes kam man in den Sumpf, der erst in der Nähe des nächsten Dorfes wieder aufhörte.

Die Marschordnung war jetzt zum Glück nicht mehr ganz so streng. Ich brauchte also nicht mehr stumpfsinnig hinter den langen Beinen meines Mannes und des Postenführers R. herzulaufen, sondern blieb mit meiner Eskorte gemächlich zurück, um mich erstens nicht so abzuhetzen, zweitens eventuell einmal ein bißchen zu jagen. Ich war ja nicht in amtlicher Eigenschaft, hatte also gar nichts zu versäumen und konnte ruhig etwas später ins Lager kommen, wo ich dann Quartier, Bad und Essen schon fertig vorfand. Unsere alte Dienerschaft war nachgerade so auf Expeditionen gedrillt, daß ich mich um nichts mehr zu kümmern brauchte. Im übrigen schätze ich überhaupt die Bequemlichkeit sehr und habe immer gefunden, daß bei einiger Routine sich selbst die tollste Buschreise in mancher Beziehung bequem einrichten läßt.

Meine Eskorte bestand aus den Soldaten Ayssi und Ngumbere, meinem Bakwiri-Diener „Max Sauerkohl" und

fünf stämmigen Biduma-Leuten, die ich mir privatim angeworben hatte, um mich eventuell einmal zu tragen, wo der Weg es gestattete. Ich hatte zu diesem Zweck eine ganz einfache Hängematte aus Schnur, die sich zu einem winzigen Paketchen zusammenlegen ließ. Die wurde dann bei passender Gelegenheit an irgendeinen Ast gebunden. Leider konnte ich sie nicht oft verwenden. Knüffe und Püffe an Baumstümpfen und Ästen hatte ich mir mit Lammesgeduld gefallen lassen. Als ich aber schließlich so in den Morast eingetaucht wurde, daß ich beinahe ertrunken wäre, kletterte ich schimpfend heraus und zog es vor, fernerhin doch zu laufen. Die Schadenfreude von meinem Mann und R. mußte ich natürlich auch noch über mich ergehen lassen! Die fünf Biduma-Leute hatten es gut bei mir und waren dementsprechend vergnügt. Bei meiner Kolonne ging es überhaupt recht lustig zu. Wo sich was Jagdbares zeigte, da wurde gejagt. Der kleine, eifrige Ngumbere machte mich auf alles aufmerksam. Mein Mann und R. waren erst sehr besorgt um mich, wenn ich mich so weit absonderte. Als sie sich aber von der friedlichen Haltung der Mabesas überzeugt hatten, wurden sie ruhiger und empfingen uns nur noch, wenn wir, wie die Strauchräuber aussehend, endlich mit einer Schlange, einem Futambo oder einem Affen ins Lager kamen, mit Redensarten wie: „Das dicke Ende kommt nach!“ oder „Jetzt kommen die Kleinsten und die Frechsten!“ Zufälligerweise hatte ich nämlich die kleinsten Soldaten und die kleinsten Träger, und mein Mann und R. sind sehr lang und überragten auch mich daher beträchtlich.

Sehr nett fand ich es, daß die Dorfbewohner mich dann immer noch einmal besonders mit Tanz und Musik einholten. Ich schien ihnen gut zu gefallen. Ich hatte ja auch nichts Dienstliches von den Leuten zu verlangen und bin immer lieber vergnügt als mürrisch gewesen, und für Fröhlichkeit

hat der Neger viel übrig. Ich kriegte allerhand geschenkt, schöne Leopardenfelle, Legehennen und viel besonders gute Planten, Nüsse, Früchte und wilden Honig. Sie waren sich alle einig darüber, daß ich „Sehr schön" wäre. — — —

Unser nächstes Ziel war das Dorf Ebalam in der Nähe des Dschua-Flusses. Davor lag aber eine lange Strecke „toter Busch", die unmöglich in einem Tagemarsch zu überwinden war.

Den Franzosen war nur ein Weg von Pumba aus nach Ebalam bekannt gewesen, der durch besonders schwierige Sümpfe führen und nach einem Regen direkt unpassierbar sein sollte.

Unsere Njem-Häuptlinge machten aber Andeutungen von einem anderen, bedeutend trockneren Weg, der von Eläng aus nach Ebalam führe, der aber ein Schleichpfad sei und von den Mabesas streng geheim gehalten würde. Wir forderten sie auf, die Mabesas zu überreden, uns diesen Weg zu zeigen.

Eine große, stundenlange Häuptlingsberatung folgte, der wir Europäer uns ganz fern hielten. Wohl an die fünfzehn Häuptlinge und Große saßen um das Palaverfeuer und debattierten. Assumankum von Biduma führte das Wort. Der alte Häuptling von Esula schien die Opposition zu bilden.

Schließlich erhoben sich alle und kamen auf uns zu. Assumankum erklärte triumphierend, er habe seine Freunde überredet, uns den Weg zu zeigen.

In Begleitung einiger Mabesa-Häuptlinge traten wir also von Eläng aus den Marsch durch den toten Busch an, und zwar auf einem Weg, den vor uns noch kein Europäer betreten hatte.

Es war wirklich nur ein Schleichpfad, ganz verborgen und halb verwachsen. Für die Träger mit ihren Lasten mußte

mit Haumessern Raum geschaffen werden. Und trotzdem waren manche Stellen nur halb kriechend zu passieren.

Durch Sümpfe aber kamen wir fast gar nicht. Wir waren ganz überrascht, eine so lange Strecke trocknen Landes zu finden. Rechts und links war Urwald, der Gummi- und hier und da Kolabäume aufwies. Es drängt sich mir die Vermutung auf, daß es überhaupt im Mabesagebiet außer den bekannten bedeutend bessere Wege gibt, die aber aus leicht erklärlichen Gründen vor den Europäern geheim gehalten werden. Jedenfalls war es auffallend, daß dieser Schleichpfad so gar nicht durch größere Sümpfe führte. Unterwegs fiel uns eine Art Wildpfad auf, der seitwärts von dem unseren abzweigte. Da unsere Führer uns sichtlich davon ablenken wollten, verfolgten wir ihn gerade und entdeckten, im tiefsten Busch versteckt, die Gerüste zu einem neuen Dorfbau. Es stellte sich heraus, daß die Pumbaleute der neuen Regierung doch nicht recht trauten und sich hier ein Buschdorf bauten, wohin sie sich im Kriegsfalle zurückziehen konnten. Um das Vertrauen der Leute zu gewinnen, wurde ihnen gestattet, das Dorf weiterzubauen, unter der Bedingung, daß sie den Schleichpfad zu einem gangbaren Weg aushauen würden. Diese Milde machte auf die recht erschrockenen Leute einen sichtlich guten Eindruck, und sie brachten später ganz von selber Eier und Hühner zu unserem Biwak.

Hier wieder, wie überall, gewannen wir den Eindruck, daß die Mabesas keinen Krieg wollten, sondern Feindseligkeiten nur als „ultima ratio“ betrachteten, im Falle sie selbst angegriffen würden. Es war ihnen anscheinend von gewissenloser französischer Seite sehr große Angst vor den Deutschen gemacht worden, und sie waren sichtlich freudig überrascht, daß wir ihnen nichts taten. Unter solchen Umständen bedarf es des ganzen Taktes erfahrener Kolonialbeamter, um Zusammenstöße zu vermeiden, und selbst beim besten Willen

wird sich infolge der fortwährenden Mißverständnisse durch schlechte Dolmetscher und gelegentlichen Übergriffe Untergebener eine ganz friedliche Übernahme des ganzen neuen Gebietes nicht ermöglichen lassen. Die Leute aber, die durch systematische Hetzereien diese Spannung geschaffen haben, mögen bedenken, daß sie die Verantwortung für all das unnötig vergossene Blut trifft!

Nach zwei strammen Tagemärschen kamen wir in Ebalam an. Auch hier wieder freundlicher Empfang und willige Unterwerfung unter die neue Verwaltung. Als wir gerade unsere Quartiere bezogen hatten, erschien der Häuptling des Dorfes Mbeng, das einige Stunden unterhalb von Ebalam am Ufer des Dschua liegt. Er meldete, daß seine Kanus unten am Wasser zur Stelle wären, um uns zu holen.

Es klappte also alles tadellos, als sei unsere Reise von einem gewandten Kurier vorbereitet.

Am anderen Morgen marschierten wir zu dem einige Stunden von Ebalam entfernten Fluß hinunter.

Kanus waren nun zwar da, sie waren aber so winzig, daß sie keineswegs zur Beförderung der ganzen Kolonne ausreichten.

Unser Zug wurde daher in drei Abteilungen geteilt, deren jede einem von uns Europäern unterstellt war.

Postenführer R. konnte mit seiner Abteilung noch an demselben Nachmittag abfahren. Mein Mann und ich schlugen Lager auf.

An dieses Biwak werde ich lange denken! Wir nennen es in der Erinnerung stets nur das „Moskito-Lager". So etwas von Mücken habe ich doch noch nie erlebt! Unser Zelt war schwarz von ihnen. Hob man sein Bettnetz ein wenig, so hatte man auch gleich ein Dutzend drinnen. Sie fraßen uns beinahe auf. Und doch hatten wir's noch gut gegen unsere armen Leute. Sie hatten sich in ihrer Not über den

Feuern Gerüste gebaut, auf denen sie lagen und räucherten, wie die Kieler Bücklinge. Trotzdem ließen die gefräßigen Insekten ihnen keine Ruhe. Kinder weinten, Weiber jammerten, und Männer fluchten! Soldaten, Diener und Träger, alle rannten wie besessen um die Feuer herum und konnten keine Ruhe finden.

Es war eine Erlösung, als der Morgen anbrach.

So viel Mücken wir auch fingen, so konnten wir doch keine einzige Anopheles darunter finden. Es waren alles Mansonien. So hat sich auch niemand von uns im „Moskito-Lager" eine Malaria geholt. Sonst war es in der ganzen Gegend, durch die wir marschierten, nirgends besonders schlimm mit den Mücken. Wir sind niemals krank gewesen, haben uns im Gegenteil immer frisch und wohl gefühlt. Das Klima in den Sümpfen war durchaus nicht heiß und schwül, wie wohl viele denken mögen. Tagsüber war es mäßig warm, bei bedecktem Himmel sogar kühl, so daß ich vielfach in der Jacke marschierte. Nachts war es oft recht empfindlich kalt. Die Temperatur ging stellenweise bis auf 15° C, einmal sogar bis auf 13° C herunter. Das empfinden wir „Tropenmenschen" schon sehr unangenehm.

Glossinen gab es überall in mehr oder weniger großer Zahl. Doch kann man die ganze Gegend, solange keine Schlafkrankheit eingeschleppt wird, als recht gesund bezeichnen.

Die Gefahr der Einschleppung liegt nahe, sobald das Land dem Verkehr erschlossen wird. Die Einschleppung zu verhindern, muß also die Hauptaufgabe der Behörden sein.

Am anderen Morgen waren die Kanus, die R. zurückgeschickt hatte, da, und ich konnte mit meiner Abteilung losfahren. Zum erstenmal seit den Wetschubergen hatte ich wieder einmal das Kommando über eine Kolonne und hätte es lieber nicht gehabt.

Mit den Soldaten ist ja gut auszukommen; aber der

Troß! Lieber einen Sack Flöhe hüten, als Ordnung in Soldaten- und Trägerweiber bringen sollen! Sie keilten sich direkt um die Kanus. Es machte mir daher diebisches Vergnügen, als einige der Hauptschreierinnen ins Wasser fielen, worauf sie etwas ruhiger wurden.

Ich fuhr mit einem Mabesa-Bootsmann und meinen beiden Soldaten voran. Dann kam ein überfülltes Kanu mit Weibern unter der Führung von Max Sauerkohl, der sich unter den Schönen recht unbehaglich fühlte. Dann eine lange Reihe Kanus mit Lasten, Trägern, Soldaten und Soldaten-Boys.

Landschaftlich war der Dschua sehr schön. Seine sumpfigen Ufer wiesen die üppigste Vegetation auf. Hier gab es wieder hohe Palmen, Aloëarten und wunderschöne Baumgruppen von Laubhölzern.

Das Fahrwasser aber war unglaublich schwierig. Der Fluß war fast ganz von Ranken verwachsen. Umgestürzte Baumriesen lagen quer unter und über dem Wasser. Stellenweise war er ganz verschlammt. Oft mußten wir uns flach in die Kanus legen, um unter den Stämmen durchzukommen. Oft allesamt in den Schlamm springen und unser Fahrzeug hinübertragen und selber auf den vermoderten, schlüpfrigen Bäumen hinterher klettern. An tieferen Stellen unter dem Wasserspiegel verborgene Äste brachten mehrere Kanus zum Kentern, doch gingen zum Glück nur einige Gepäckstücke und keine Menschenleben verloren. „Max Sauerkohl" mit seinen Weibern sauste natürlich auch ins Wasser. Sie hingen alle wie die reifen Pflaumen an den überhängenden Ästen und brüllten mörderlich. Es dauerte geraume Weile, bis sie alle eingesammelt und ihr Kanu wieder flott gemacht war.

Von R.s Abteilung waren auch verschiedene Kanus gekentert, und einige Soldaten hatten Mütze und Tornister dabei verloren.

Bei meines Mannes Abteilung, die später folgte, sanken sogar zwei Kanus an einer tiefen Stelle auf den Grund und mußten erst durch Tauchen wieder hochgebracht werden.

Es war wirklich eine Fahrt mit Hindernissen, — aber man war doch wenigstens in Afrika, im Urland!

Das Dorf Mbeng lag oberhalb des Flusses auf einem Hügel und war auch ein typisches Mabesa-Dorf mit verschanzten Häusern. Die Bewohner sahen noch etwas wilder und kriegerischer aus und trugen weniger europäische Kleidungsstücke, da sie ja noch mehr von der Kultur abgeschnitten waren, als ihre nördlich wohnenden Brüder. Der Empfang war aber auch hier sehr freundlich und die Lebensmittel überaus reichlich.

Eine eigenartige Überraschung erwartete hier unseren Freund, den alten Häuptling Obam von Allat, der unter den herbeigelaufenen Weibern plötzlich eine seiner Gemahlinnen entdeckte, die ihm vor längerer Zeit durchgegangen war. Es hätte wohl eine eheliche Szene gegeben, wenn die Schöne nicht sichtlich einem freudigen Ereignis entgegengesehen hätte. Da Kinder, besonders Mädchen, Kapital bedeuten, beruhigte das den Häuptling sofort, und ein breites Schmunzeln überzog sein altes Gesicht, als er seine Frau in einem bedeutend wertvolleren Zustand zurückerhielt, als sie ihn verlassen hatte. Woraus zu sehen ist, daß der Neger auch in der Moral andere Anschauungen hat, als der Weiße.

Über die Dörfer Egoapil und Ntua-Maka marschierten wir durch sehr schwieriges Gelände zu dem Kakabeune-Fluß, der von ungeheuren Sümpfen umgeben ist und wohl so ziemlich die schlimmste Gegend des neuen Gebietes sein wird. Diese Landschaft ist wirklich trostlos. Nichts als grauer Schlamm und dunkler, grüner, undurchdringlicher Busch, durch den sich träge und düster das schwarze Wasser des Kakabeune windet. Ein Dunst von Verwesung liegt über allem. Kein

Wild ist zu sehen. Nur unzählige Insekten schwirren über Laub und Schlamm.

Die Ntua-Maka-Leute setzten uns in Kanus über den Kakabeune, die wirklich nichts waren als ein Stück Baumrinde und nur einen Passagier tragen konnten. Ich selbst hatte mein Kanu überlastet, da ich die Gefahr unterschätzte, und war nahe am Ertrinken. Es war grauenhaft! Leider verloren wir hier den Essomwondo, einen unserer besten Soldaten, der trotz Warnung in das schlechteste Kanu geklettert war. Er versank in dem schwarzen, gurgelnden Sumpfwasser, ohne noch einmal aufzutauchen. Alle Rettungsversuche waren vergebens.

Es war eine traurige Fahrt und eine Gegend, um melancholisch zu werden.

Ungefähr eine Viertelstunde von hier, an so ziemlich dem ungesundesten Platz, der ringsum zu finden war, hatten die Franzosen den Militärposten Kakabeune angelegt.

Wir fanden ihn völlig verfallen, die Dächer der Buschhäuser zum größten Teil eingestürzt; eine Wohnung von Schlangen und Raubzeug.

Der Exerzierplatz war schon längst von hohem Unkraut überwuchert. Zum Hause des Offiziers mußten wir uns mit Haumessern Bahn brechen.

Der Urwald war bei der Arbeit, alle Spuren einer vergangenen Zivilisation zu verwischen und zu begraben.

Hier und dort wuchs noch ein Busch verwilderter Tomaten, erhob sich ein schlanker Popeienbaum aus dem Dickicht.

Solch ein verlassener Posten hat etwas Trostloses.

Unser Biwak war nicht so fröhlich wie sonst.

Hinten aus den verfallenen Senegalesen-Quartieren ertönte die langgezogene Totenklage der Weiber um Essomwondo.

Über den Sumpf zu unseren Füßen brauten die Nebel; dumpfer Dunst und Modergeruch stieg auf. Mücken summten und die Grillen stimmten grell und schrill ein.

Wir drei Weißen waren sehr still. In mir zitterte noch eine gewisse Aufregung von der überstandenen Lebensgefahr nach; denn es hätte nicht viel gefehlt, so läge ich jetzt auch dort unten auf dem Grunde des schwarzen Wassers. Wir trauerten aber auch um Essomwondo, denn er war ein braver Soldat gewesen, ein furchtloser Jäger. Wir im Innern denken ganz anders als die Leute an der Küste, die nur jene traurigen Karikaturen kennen lernen, die ich „Hosen-Nigger" nenne. Uns wird auf so einem Marsch auch der schwarze Soldat Kamerad, wenn wir auch immer die Herren bleiben, vielleicht mehr, als der Küsten-Europäer.

Wir marschierten von Kakabeune aus nach dem großen Dorf des Häuptlings Sangha, das wir zwar gut erhalten, aber vollkommen verlassen vorfanden. Kurz nach der Übergabe hatte sich die ganze Bevölkerung weiter südlich, wenige Stunden von der französischen Station Madjingo angesiedelt. Das neue Dorf trug den Namen Bessimbo oder Neu-Madjingo und wurde zum größten Teil von Mabesas, aber auch schon von einigen Bakotas bewohnt, die zum französischen Schutzgebiet gehören.

Da wir nicht wußten, ob Bessimbo noch zu deutschem oder schon zu französischem Gebiet gehörte und wir unsere leicht erregbaren Nachbarn nicht unnötig erhitzen wollten, schickten wir einen Boten mit einer Anfrage nach Madjingo.

Wir erhielten die sehr höfliche Antwort, daß Bessimbo noch zu uns gehöre, und erfuhren zugleich, daß die Grenzexpedition unter Major Zimmermann drei Tage zuvor Madjingo passiert hatte.

Wir hatten gerade in dem verlassenen Dorf unser Lager

aufgeschlagen, als der alte Häuptling Sangha mit Gefolge erschien, uns sehr freundlich begrüßte und Eier, Geflügel, eine Ziege und Planten brachte. Er sah übrigens schauderhaft aus, denn er befand sich im tertiären Stadium einer gewissen Krankheit, und sein Gesicht hatte keine Nase mehr und war gänzlich zerfressen. Er gab an, damals tatsächlich aus Angst vor den Deutschen ausgewandert zu sein und war bis vor kurzem des Glaubens gewesen, daß Bessimbo schon zu Frankreich gehöre. Die abziehenden Franzosen hatten ihm Mordgeschichten erzählt. Er hatte befürchtet, von den Deutschen geprügelt und an der Kette nach Duala verbannt zu werden, wenn er nicht alle seine Leute als Arbeiter hergebe. Sein Freund Assumankum von Biduma hatte ihm diese Befürchtungen aber schon längst ausgeredet, und so war er denn ganz vergnügt gekommen, um uns zu begrüßen. Postenführer R. hatte sich durch sein kluges Verhalten seinen neuen Untergebenen gegenüber einen guten Ruf gesichert, der weit vor ihm selbst herging. Wer aber mag wohl den Neu-Kameruner Eingeborenen all diese Märchen von deutscher Grausamkeit erzählt haben?! —

Am andern Tag marschierten wir also nach Bessimbo, das wir auch ohne Schwierigkeit unter Verwaltung nehmen konnten und dessen Bewohner uns sehr gut aufnahmen.

Die Franzosen hatten in ihrem Brief ihren Besuch in unserem Lager angekündigt, doch ließ sich niemand blicken. Postenführer R. vermutete, daß die Ankunft einer Dame großen Schrecken verursacht habe und daß man in Madjingo jedenfalls das weiße Hemd nicht finden könne.

Die französische Grenze war nur eine halbe Stunde von unserem Lager entfernt, doch nahmen wir davon Abstand, sie unsererseits zu überschreiten. Es hätte eventuell zu einem Zusammenstoß zwischen unseren braven, aber rauhen Leuten und der französischen Soldateska kommen können, und es

Mabesas tanzen vor den Palisaden. (Zu Seite 119.)

Lager im Busch. (Zu Seite 122.)

Der Kakabeune. (Zu Seite 126.)

Verhaue vor dem Dorf Sogemut-Akole. (Zu Seite 131.)

empfiehlt sich überhaupt, an einer Grenze möglichst vorsichtig zu sein.

Ich hätte gern einmal einen bewohnten französischen Posten gesehen und hätte als Privatreisende ja auch ruhig Madjingo einen Besuch abstatten können.

Die vielen deutschfeindlichen Hetzereien aber, von denen wir unterwegs gehört hatten, hielten mich davon ab, die Bekanntschaft unserer Nachbarn zu machen.

Stolz waren wir aber doch alle drei, daß wir das südliche Neu-Kamerun nun vollständig durchquert hatten.

Wir verließen jetzt die südliche Richtung und schwenkten in östlichem Bogen in das Gebiet der Mbela, eines den Mabesas ganz nahe verwandten Stammes, ab.

Unser nächstes Ziel war das Dorf Etaffia. Der Weg von Madjingo hierher war so ziemlich der schwierigste der ganzen Expedition. Es ging ständig durch Sümpfe, deren Morast uns bis zur Hüfte und häufig bis zur Brust reichte. Über besonders gefährliche Stellen mußten wir erst Baumstämme werfen.

Ein Soldat, der von solch einem Stamm abglitt, versank bis zum Kinn im zähen Schlamm und konnte nur mit großer Mühe gerettet werden.

Ejó, der freundliche kleine Menschenfresser aus Ossidinge, der es sich auch jetzt nicht hatte nehmen lassen, uns zu begleiten, mußte fast ständig von einem großen, gutmütigen Träger „huckepack" getragen werden, da das winzige Kerlchen sonst im Schlamm untergetaucht wäre. Die Troßweiber trugen ihre Kinder wie Pakete hoch auf den Köpfen.

Eine Strecke vor dem Dorf, das von Palisaden verschanzt auf einer Anhöhe lag, befand sich am Weg eine Art Aussichtsturm aus Stangen, von wo aus ein Posten den ganzen umliegenden Sumpf übersehen und das Nahen von Fremden beobachten konnte.

Diese Sumpfdörfer, von Geländeschwierigkeiten aller Art geschützt, bilden recht schwer zu nehmende Plätze und würden im Kriegsfalle den Angreifern sicher tüchtig zu schaffen machen.

Etaffia und die meisten folgenden Ortschaften waren bedeutend sorgfältiger befestigt als die Mabesadörfer, die wir zuvor passiert hatten. Auch machten die Mbela und später die Eba einen bedeutend scheueren und mißtrauischeren Eindruck als die Mabesas. Äußerlich unterschieden sich die Stämme kaum voneinander.

In Etaffia herrschte Unfrieden unter der Einwohnerschaft, die in zwei Parteien gespalten war, von denen jede ihren Kandidaten zur Häuptlingswürde aufstellte. Jede Partei weigerte sich entschieden, einem aufgedrungenen Häuptling zu gehorchen, und die Leute standen sich in zwei Gruppen, jede um ihren Führer, auf dem Dorfplatz gegenüber. Postenführer R.s Diplomatie bewährte sich auch diesen erregten Gemütern gegenüber wieder einmal. Das Dorf wurde in zwei Hälften eingeteilt und die eine „Groß-Etaffia", die andere „Klein-Etaffia" genannt. Der Kandidat mit der zahlreicheren Partei wurde zum Häuptling von „Groß-Etaffia", der Kandidat mit der geringeren Partei zum Häuptling von „Klein-Etaffia" ernannt. Im Augenblick waren alle Negerseelen glücklich und zufrieden, und man begrub den Zank bei Tanz, Spiel und großer Schmauserei. Während wir noch in Etaffia lagerten, erschien plötzlich der Häuptling des ziemlich entfernt liegenden Mabesadorfes Mingolakum in sauberer französischer Uniform mit großem Gefolge. Der aufgeweckt und intelligent aussehende Mann hatte sich früher schon einmal bis ins Njem-Gebiet gewagt, um sich persönlich davon zu überzeugen, was es nun eigentlich mit den gefürchteten Deutschen auf sich habe. Was er gesehen, mußte ihn recht beruhigt haben; denn er kam unserer Expedition jetzt lediglich aus freundschaftlicher Gesinnung für Postenführer R. so weit entgegen, den er zu

den scheuen Mbela und Eba begleiten und ihm mit seinem Einfluß behilflich sein wollte.

Wir empfingen ihn natürlich sehr freundlich, und unsere Kolonne vermehrte sich nun wieder einmal um etliche Köpfe. Hinter Etaffia wurde der Weg bedeutend besser. Die schlimmsten Sumpfstrecken schienen überwunden zu sein. Dafür kamen wir jetzt auch außerhalb der näheren Umgebung der Dörfer an großen Farmen vorüber, die hauptsächlich mit Mais bebaut waren.

Aber mißtrauisch waren die Einwohner! Sie hatten zwar selbst keinerlei kriegerische Absichten, aber solche Angst vor uns, daß sie ihre Dörfer auf alle mögliche Weise befestigt hatten.

An dem Weg zum Dorf Ngoamentim befand sich zum Beispiel eine Grube mit einer Holzgabel, in der ein Gewehr so ruhen konnte, daß die Mündung direkt auf den Weg ausgerichtet war. Am Abzug war eine höchst sinnreiche Vorrichtung von Schnüren angebracht, die in ein Dickicht führten, von wo aus ein Mann in völliger Sicherheit des Gewehr auf ahnungslos nahende Fremde abfeuern konnte.

Vor dem Dorf Sogemut-Akole, das von einer ganz verwachsenen Kassadafarm umgeben war, befanden sich zwei starke Zäune. Mit diesen Zäunen standen hölzerne Glocken vor einem in der Farm versteckten Wächterhäuschen in Verbindung, die das Nahen von Fremden durch Bimmeln anzeigten, so daß das Dorf rechtzeitig alarmiert werden konnte.

Die verbündeten Häuptlinge, die wir nach Sogemut-Akole vorausgeschickt hatten, kamen mit der Meldung zurück, daß bei ihrer Ankunft sämtliche Männer mit Gewehren bewaffnet in den Palaverhäusern gesessen hätten, dann aber plötzlich alle aufgesprungen und in die Farm gerannt seien.

Diese Kunde hörte sich nicht gerade lieblich an.

Wir waren aber allmählich zu der Überzeugung gelangt,

daß wir es im ganzen Land viel weniger mit Angriffslust, als mit kolossaler Angst zu tun hatten, und faßten daher die Meldung weniger ernst auf, als wir es wohl am Anfang des Marsches getan hätten.

Scheinbar sorglos marschierten wir in das Dorf und schlugen zwischen zwei verschanzten Palaverhäusern das Biwak auf.

Von dem Dolmetscher und den Häuptlingen ließen wir in allen vier Windrichtungen in die Farm hineinrufen, sie wären Schafsköpfe, sie sollten nur rauskommen, wir täten ihnen nichts. Und wirklich erschienen allmählich verschiedene besorgte Mohrengesichter zwischen den Kassadabüschen, und Männer, Weiber und Kinder kamen langsam und gedrückt zum Vorschein. Ganz zuletzt der Häuptling, dieses alte Weib.

Hier sahen wir aber, daß die Mbela doch ganz andere Leute waren als die Mabesas, wenn sie ihnen auch körperlich glichen. Sie sind viel scheuer, heimtückischer und lange nicht so intelligent; auch fehlt ihnen die stolze Haltung und das Selbstbewußtsein.

Ich freute mich daher, als wir auf unserem weiteren Marsche wieder in Mabesa-Gebiet kamen.

Ein prächtiges Dorf war das mit Palisaden, aber ohne heimtückische Gruben befestigte Mbom. Waren das wilde, trotzige Gesellen, die Mbomkrieger! Bis hierher waren noch nicht viel europäische Kattunstoffe gedrungen. Die Leute trugen vielfach noch den aus feinem Bast geflochtenen Lava-Lava oder auch Felle.

Sie nahmen uns gastlich und mit lärmender Fröhlichkeit auf, zeigten aber keine Spur von Angst. Ich konnte mich kaum ihrer zudringlichen, aber gut gemeinten Bewunderung erwehren. Den ganzen Tag umlagerte eine Menschenmenge unser Quartier. Den ganzen Tag tanzten Gruppen von

Männern, Weibern und Kindern vor meiner Tür. Ich habe nie wieder Leute mit solcher Ausdauer tanzen sehen.

Postenführer R. hatte das zweite Palaverhaus, das zirka 200 Meter von uns entfernt in der Nähe der Häuptlingswohnung lag, zum Nachtquartier gewählt.

Mitten in der Nacht weckte uns Lärm, der von drüben herübertönte, und als wir aus unserem Quartier heraustraten, sahen wir R. mit einer Fackel, unmutig vor sich hinbrummend, um sein Haus herumlaufen. Auf unsere Fragen, was denn los sei, erklärte er, er könne es vor infernalischem Gestank nicht mehr aushalten und wüßte gar nicht, was das eigentlich wäre.

Als wir näherkamen, merkten wir auch einen ganz abscheulichen Geruch, und nach einigem Suchen stellten wir fest, daß er aus der Häuptlingshütte hervordrang.

Trotz des empörten Protestes einiger alter Weiber drangen wir in die Hütte ein und entdeckten hier auch sofort die Ursache der lieblichen Düfte.

Über einem qualmenden Feuer von feuchtem Reisig lag auf einer Art Räuchergestell ein langes Bündel, das sich bei näherer Untersuchung als die schon fast mumifizierte Leiche des verflossenen Häuptlings von Mbom herausstellte.

Es scheint bei den Mabesas Sitte zu sein, ihre vornehmen Toten zu räuchern und sie so haltbar zu machen, daß sie auf Reisen und Wanderungen des Stammes mitgenommen werden können. Natürlich hüteten wir uns, die guten Mbomleute in ihrer Pietät zu kränken. Wir ließen den alten Häuptling ruhig weiter räuchern, und R. suchte sich ein anderes, weniger aromatisches Quartier aus.

Das waren noch die richtigen, unverfälschten Buschmohren. Was läßt sich bei richtiger Behandlung alles aus solch einem Volk machen und wieviel kann ungeschickte Behandlung hier verderben! In Mbom wäre ich gern noch länger geblieben, denn die Leute machten mir Spaß mit

ihrer Urwüchsigkeit, und Essen gab's in Hülle und Fülle. Aber es hieß weitermarschieren, denn wir steckten ja schon monatelang im Busch, und unser europäischer Proviant ging auf die Neige. Und ausschließlich wie Eingeborene leben, — das hält der Weiße auf die Dauer doch nicht aus.

Wir fühlten uns kräftig und gesund, waren aber alle drei schon recht mager geworden. Ich noch am wenigsten, da ich mir das Leben so bequem wie möglich machte. Aber meinem Mann und R. schlotterten die Anzüge nur so um die Glieder.

Das nächste Marschziel war das Ebadorf Ätee, nicht weit vom jetzt deutschen Posten Sembe gelegen.

Das Dorf war zum Teil von Ebas, zum Teil von Mabesas bewohnt und hatte stark befestigte Palaverhäuser.

Der Empfang seitens der Ebaleute war sehr mürrisch und mißtrauisch, während die Mabesas sich freundlich wie immer zeigten.

Immerhin lag hier eine Spannung in der Luft, die beinahe zu einem recht unangenehmen Zwischenfall geführt hätte.

Mein Mann und ich hatten in dem einen Palaverhaus Quartier gemacht, Postenführer R. in dem andern, zirka 150 Meter entfernten. Während mein Mann nun nachmittags gerade R. einen Besuch abstattete, saß ich allein in unserem Quartier und schrieb Briefe. Da erhob sich plötzlich hinter den nächsten Häusern, ganz in meiner Nähe, ein mörderlicher Radau, der sich so bedrohlich anhörte, daß ich mich bewogen fühlte, die Feder hinzulegen und einmal zu sehen, was eigentlich los war. Ich kroch durch die nächste Hütte hindurch und kam gerade recht zu einer sehr bedenklichen Szene, die sich hinter dem Dorf abspielte. Ein Ebakrieger verteidigte sich wie rasend mit seinem Haumesser gegen mehrere unserer Leute, die ihn gepackt hielten. Aus den Quartieren rannten gerade

Soldaten mit ihren Karabinern, von allen Seiten Krieger mit Buschgewehren und Speeren herbei.

Ich wußte sofort, daß es sich hier wieder nur um eines jener fatalen Mißverständnisse zwischen zwei mißtrauischen Parteien handeln konnte, die schon so viel Unheil in Afrika angerichtet haben. Wenn der erste Schuß fiel, so hatten wir die Revolte! Ich brüllte den Soldaten zu, nicht zu schießen, konnte den Tumult aber nicht übertönen, und erst, als ich rücksichtslos auf die Leute einhieb, gelang es mir schließlich, dem hartbedrängten Eba Luft zu machen.

Da kamen zum Glück auch schon mein Mann und R. in langen Sätzen von dem oberen Dorf hergelaufen. Die hatten mehr Stimmittel als ich! Die Soldaten waren im Nu zur Räson gebracht.

Unsere verbündeten Häuptlinge stürzten sich unter die aufgeregten Eba und brachten sie zur Ruhe. Postenführer R. und mein Mann hatten dem Lärm, der nur gedämpft zu ihnen heraufdrang, zuerst keine Beachtung geschenkt und waren erst aufmerksam geworden, als Weiber und Kinder der Eba heulend zu ihnen gelaufen kamen, um sich der Gnade der Weißen zu ergeben; denn sie hatten nicht anders gemeint, als der Krieg ginge los. Wir waren diesmal auch hart daran vorbeigekommen!

Es wurde nun zur Untersuchung geschritten und der rabiate Eba, den unsere Leute hatten festnehmen wollen, vorgeführt.

Nun stellte sich folgende lächerliche Geschichte heraus:

Das Weib unseres Jägers hatte ihren Kochtopf vor die Hütte, in der sie Quartier bezogen hatte, gestellt, als der betreffende Eba des Weges kam. Sie rief ihm zu, er möge sich in acht nehmen und ihren Topf nicht umstoßen, was er aber nicht verstand, da das Weib Njemsprache redete. Er

hatte dabei das Unglück, gerade in den Topf hineinzutreten. Nun wurde die Jägerfrau böse und begann ihn gewaltig auszuschimpfen. Der Eba wurde seinerseits grob. Dies hörte der Soldat Ngumba, der anscheinend zu der schwarzen Dame in zarten Beziehungen stand, und kam ihr zu Hilfe. Als der Eba den Soldaten sah, erwachte die Angst wieder in ihm, und er dachte nicht anders, als es ginge ihm ans Leben. In seinem Schreck begann er wild mit dem Messer um sich zu hauen, worauf Ngumba sich wütend mit den bloßen Fäusten auf ihn stürzte. Unsere Diener und andere Ebas mischten sich ein. Die Soldaten, die von nichts eine Ahnung hatten, einen Kameraden im Kampf sahen und an einen Verrat der Ebas dachten, stürzten mit ihren Gewehren aus den Quartieren. Die Ebakrieger, die die Soldaten unter Waffen treten sahen, dachten nichts anderes, als daß es sich um einen verabredeten Angriff handle, und griffen nun ihrerseits zur Wehr.

So wäre es, ohne Einschreiten der Europäer und der vernünftigen Häuptlinge, aus derartig nichtigem Anlaß beinahe zu einem regelrechten Gefecht gekommen.

So etwas kann in Afrika bei einer einigermaßen mißtrauischen Bevölkerung alle Tage vorkommen.

Zum Glück hat der Neger viel Sinn für Humor, und als nun das erlösende Wort fiel: „Seht dies Weib an; sieht sie nicht aus, als sei ein Affe ihr Vater gewesen? Hat sie Ngumba verzaubert, daß er sich in sie verliebt? Wollt ihr wirklich eure guten Patronen wegen dieser Äffin verschwenden, ihr Soldaten und ihr Krieger vom Ebastamm?!“ — — da brach die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter aus.

So waren Ruhe und Frieden wieder hergestellt.

Für den Soldaten Ngumba hatte seine Unbesonnenheit noch ein unangenehmes Nachspiel. Er wurde zu „25“ verurteilt, die ihn nach der Rückkehr von der Expedition er-

Tanzende Mbom-Leute. (Zu Seite 132.)

Das Eba-Dorf Ätee, wo der französische Lt. Karcher überfallen wurde. (Zu Seite 135.)

Mabesa-Krieger aus Mbom.
(Zu Seite 132.)

Eba-Schönheit. (Zu Seite 135.)

Kleine Mabesa-Mädchen aus Mbom.
(Zu Seite 132.)

warteten. Mit dieser trüben Aussicht war er denn auch während des weiteren Marsches sehr kleinlaut.

Nach diesem so glücklich erledigten Zwischenfall schienen die Ebas volles Vertrauen zu uns gefaßt zu haben und wurden sehr freundlich.

Sie erklärten, wie schon so viele andere vor ihnen, sie wollten ja gar keinen Krieg, hätten sich nur vor unserer etwaigen Angriffslust gefürchtet.

Zum Beweis zeigten sie uns eine „Medizin zur Abwehr von Krieg", die sie am Eingang eines Palaverhauses aufgestellt hatten. Es war ein kupferner Speer, mit Flechtwerk bezogen, an dem ein kleiner Knochen befestigt war.

Es gelang mir nach einiger Überredung, den Speer für meine Sammlung zu erwerben, und heute hängt er auf der Veranda in Lomie.

Der Häuptling und die Großen wurden während unseres ferneren Aufenthaltes recht zutraulich zu uns. Auch sie waren von den abziehenden Franzosen in jeder Weise gegen die Deutschen aufgehetzt worden, und man hatte den armen, unwissenden Buschmohren haarsträubende deutsche Greuel erzählt. Daher das Mißtrauen, die fortwährende Kampfbereitschaft! Als sie sich aber schließlich von unseren friedfertigen Absichten überzeugt hatten und selbst sahen, daß wir so ganz anders waren, als wir nach der französischen Schilderung hätten sein sollen, übertrugen sie ihren Groll von uns auf die Franzosen, die ihnen solche Lügen erzählt hatten und sie beinahe in einen bösen Krieg hineingehetzt hätten.

Als daher der Leutnant Karcher von der französischen Grenzexpedition später durch diese Gegend marschierte, wurde er von den Äteeleuten ohne weiteres überfallen. Wir aber konnten jedenfalls nicht über sie klagen. Sie waren zum

Schluß sehr freundlich, lieferten reichlich Lebensmittel und begleiteten uns bei unserem Abmarsch noch eine Strecke.

Wir schlugen nun allmählich wieder nördliche Richtung ein und marschierten durch die Dörfer Minjong und Elanjo an Sembe vorüber, wieder ins Mabesa-Land hinein.

Nachdem wir in den Dörfern Mingolakum, Massuk, Piampil und Panagosso festlich aufgenommen worden waren, kamen wir nach längerem Marsch wieder im Njemgebiet beim alten französischen Posten Suanke an.

Hier erwartete mich mein Maultier. Noch nie war mir dies Tier so schön und lieblich erschienen! Ich war nachgerade wirklich froh, daß ich wieder beritten war, denn meine Stiefel, derbe Jagdstiefel, waren nur noch Fetzen.

Bei meinem Mann schimmerte an den Hacken die Haut durch das zerrissene Leder und die zerrissenen Strümpfe. Postenführer R. ging's auch nicht besser. Wir sahen alle drei wie die Vagabunden aus!

In Eta trennten wir uns von R., der uns ein in jeder Beziehung guter Reisekamerad gewesen war.

In eiligen Märschen zogen wir dann nach Lomie zurück, wo wir uns nach einer Ewigkeit einmal wieder recht sauber anziehen und nach europäischer Art satt essen konnten.

Wir waren vollkommen gesund und fühlten uns wohl, trotzdem die Strapazen dieser Reise ja tatsächlich alles in den Schatten gestellt hatten, was wir bisher erlebt hatten.

Aber hochinteressant war die Reise, und ich bin froh und dankbar, daß ich sie habe mitmachen dürfen!

Von unserem neuen Gebiet aber habe ich einen wesentlich günstigeren Eindruck mitgebracht, als ich nach all den pessimistischen Berichten anderer Reisender geglaubt hätte. Der neue Besitz wird uns viel Arbeit machen, aber auch manche Werte liefern. Allein dieser Zuwachs an zahlreicher und gesunder Bevölkerung ist mit Freuden zu begrüßen.

Wenn die Einschleppung der Schlafkrankheit verhindert wird, so kann man die von uns bereiste Gegend getrost als ein für tropische Verhältnisse gesundes Land bezeichnen.

Was sich aus dem Urland in Zukunft schaffen läßt, das muß fachmännische Erforschung feststellen.

Meinen deutschen Landsleuten aber rate ich, abzuwarten und sich den neuen Besitz nicht durch vorurteilsvolle Nörgeleien verleiden zu lassen.

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

SRLF
2 WEEK MAR 3 0 1993

SRLF
2 WEEK APR 2 1 1993

QL

Form L9–

3 1158 01085 0229

567
H105k

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 613 737 6

Universi
South
Libra